

FORUM

Beilage zur Ausgabe **01/**₂₀₂₀

GESCHICHTSKULTUR RUHR

Das Ruhrgebiet neu ausgestellt

8. Geschichtskonvent Ruhr, 11. Oktober 2019

Inhaltsverzeichnis

- 03_ Begrüßung & Einführung
Stefan Goch
- 04_ Grußwort
Thomas Parent
- 05_ Impulsreferat – Industriekultur im neuen Gewand? Oder schon weiter gedacht?
Milena Karabaic
- Block 1: Musealisierter Bergbau**
- 08_ „... zwischen Tradition und Moderne“. Das Deutsche Bergbau-Museum Bochum in der „Nachbergbauzeit“
Michael Farrenkopf
- 09_ Bürgerschaftliches Engagement und dessen Möglichkeit anhand des Besucherbergwerks Stock und Scherenberger Erbstollen
Uwe Peise
- Block 2: Selbstverständnis der Museen in der ehemaligen Montanregion**
- 11_ Das Imperium kehrt zurück. Vermittlung am römischen Original-Schauplatz in Haltern am See
Josef Mühlenbrock
- 12_ Sammeln gestern, heute, morgen – das Museum als Haus der Geschichte(n)
Jens Stöcker
- 14_ Strictly local! Oder wie mit der radikalen Lokalisierung eines Museums der nostalgische Kitsch des Reviers bekämpft werden soll
Ralf Piorr
- 15_ Schichtwechsel: Fußball im Ruhrgebiet im Wandel der Zeit
Manuel Neukirchner
- Block 3: Identität des Ruhrgebiets**
- 17_ „Ruhri is nich mehr!“ Die Neuorientierung des LVR-Industriemuseums Zinkfabrik Altenberg
Burkhard Zeppenfeld
- 19_ Zur Identität der Metropole Ruhr. Neue Ausstellung des Ruhr Museums auf Zollverein
Heinrich Theodor Grütter
- 20_ Früher war's ganz nett – und heute und morgen? Politische Bildung im Museum
Stefan Goch
- 22_ Zusammenfassung und Ausblick
Dagmar Kift
- 23_ Autoren und Autorinnen

Impressum

Dieser Beileger zum Forum Geschichtskultur Ruhr, Heft 1/2020, dokumentiert den 8. Geschichtskonvent Ruhr des Forum Geschichtskultur an Ruhr und Emscher e.V. am 11.10.2019 im Museum für Kunst und Kulturschichte Dortmund.

Vorbereitungsteam des Konvents_ Matthias Dudde, M. A., Prof. Dr. Stefan Goch, Dr. Harry W. Jablonowski, Dr. Thomas Parent, Dr. Susanne Peters-Schildgen

Herausgeber_ Deutsches Bergbau-Museum Bochum, Forum Geschichtskultur an Ruhr und Emscher e.V., Regionalverband Ruhr/ Route Industriekultur, Ruhr Museum, Stiftung Geschichte des Ruhrgebiets und Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur

Redaktion_ Matthias Dudde, Forum Geschichtskultur an Ruhr und Emscher e.V.

Anschrift_ Redaktion Forum Geschichtskultur Ruhr, c/o Klartext Verlag, Jakob-Funke-Platz 1, 45127 Essen
Telefon_ (0201) 804-8240, Telefax: (0201) 804-6810
E-Mail_ redaktion@geschichtskultur-ruhr.de

Satz_ Redaktionsbüro Schacht 11, Essen, www.schacht11.ruhr

Druck_ Griebisch & Rochol Druck GmbH, Hamm

Verlag_ Klartext Verlag, Jakob Funke Medien Beteiligungs GmbH & Co. KG, Jakob-Funke-Platz 1, 45127 Essen, info@klartext-verlag.de, www.klartext-verlag.de

ISSN 1436-7661

Wenn nicht anders vermerkt, liegt das Copyright für die Abbildungen bei den Autor*innen.

Begrüßung

Stefan Goch

Das Forum Geschichtskultur an Ruhr und Emscher als ein Netzwerk unterschiedlichster Akteure der Geschichtskultur im und für das Ruhrgebiet veranstaltet regelmäßig Konvente zu zentralen Fragen der Geschichtskultur und der Auseinandersetzung mit der Geschichte dieser doch recht einzigartigen Region Ruhrgebiet. Diese Konvente sollen Gelegenheit bieten zur Projektvorstellung, zu gegenseitiger Information und zum Erfahrungsaustausch zwischen den Akteuren der regionalen Geschichtsbearbeitung.

Mittlerweile treffen wir uns zum 8. Geschichtskonvent Ruhr. Das Thema ist dieses Mal: „Das Ruhrgebiet neu ausgestellt“. Dabei geht es um die Frage, wie die regionale Geschichtskultur auf die aktuellen Herausforderungen nach dem Ende des aktiven Steinkohlenbergbaus reagiert. Trotz des seit langem terminierten Endes und des jahrzehntelangen Schrumpfens des Steinkohlenbergbaus sowie der Beobachtung, dass immer weniger Menschen aus eigener Erfahrung sich an Bergarbeit und Bergarbeiterleben erinnern können, wird dieses Ende eines zentralen Wirtschaftszweiges des Ruhrgebiets als ein tiefer symbolischer Einschnitt wahrgenommen.

Damit stellt sich die Frage, welche Themen unsere Ausstellungen, unsere Darstellungen in verschiedensten Formaten und eben auch die großen

Geschichts- und Industriemuseen im Ruhrgebiet zukünftig behandeln. Mit welchen Konzepten gehen Sie alle an neue Dauerausstellungen, Wechselausstellungen und ihre vielfältigen anderen Vermittlungsformate? Schließlich was bedeutet das für das Selbstverständnis der Menschen in der Region und wie werden sie sich mit der nun endgültigen Verabschiedung vom Steinkohlenbergbau auseinandersetzen? Wie werden die Hinterlassenschaften der Montangeschichte zukünftig gesehen werden – die „Kathedralen der Arbeit“ und unsere Berge, die Halden sind? Wie werden die Menschen sich in der Region selbst vergewissern und auch ihre Region im nationalen und internationalen Zusammenhang verorten? Auch jenseits der engeren Auseinandersetzung mit der Geschichte des Steinkohlenbergbaus bzw. der Montangeschichte fragt sich, wie wir uns mit den sozialen und kulturellen Folgen der spezifischen Wirtschaftsgeschichte unserer Region auseinandersetzen werden. Wie werden wir auf den Strukturwandel blicken, wie werden wir uns mit Migration auseinandersetzen, wie mit der besonderen Stadtentwicklung und gebauten Umwelt inklusive der Schäden von gut 150 Jahren Industriegeschichte?

Für unseren Konvent haben wir verschiedene Akteure der Erinnerungskultur im Ruhrgebiet um Stellungnahme gebeten, mit denen wir uns in den kommenden Stunden auseinandersetzen werden. Wir freuen uns sehr, dass – wie

unser Programm zeigt - wichtige Akteure für den Konvent gewonnen werden konnten. Ich danke allen Referenten schon jetzt herzlich für die Präsentation ihrer Planung für die nächsten Jahre.

Und ich freue mich besonders auch auf das Impulsreferat von Milena Karabaic, der Kulturdezernentin des Landschaftsverbandes Rheinland, da die Landschaftsverbände wesentliche Akteure der regionalen Kulturpolitik und der Auseinandersetzung mit der Landesgeschichte sind. Da das Ruhrgebiet das verbindende Element zwischen Rheinland und Westfalen ist, freue ich mich auf den Ausblick nach den verschiedenen Berichten von Dagmar Kift, der stellvertretenden Direktorin des Westfälischen Industriemuseums.

Für das Forum danke ich der kleinen Vorbereitungsgruppe mit Harry W. Jablonowski, Thomas Parent und Susanne Peters-Schildgen und insbesondere auch Matthias Dudde, der diese Veranstaltung maßgeblich organisiert hat.

Als Netzwerk ist das Forum zwar eine starke, aber finanzschwache Organisation und deswegen danken wir insbesondere Jens Stöcker, dem Direktor des Museums für Kunst und Kulturgeschichte Dortmund, der uns seine schönen Räume und seine Infrastruktur zur Verfügung stellt und uns diesen 8. Geschichtskonvent des Forums Geschichtskultur an Ruhr und Emscher an einem der zentralen Orte der Ruhrgebietsgeschichte ermöglicht.

Grußwort

Thomas Parent

Das Ruhrgebiet – neu ausgestellt

Wir leben weltweit in einer Zeit des Umbruchs. Und wir müssen damit rechnen, dass sich unsere Lebensbedingungen weiter verkomplizieren. Dazu nur wenige Indizien:

- Der Regenwald wird gegenwärtig abgefackelt.
- Gletscher und Permafrost schmelzen.
- Die Maximierung von CO₂ wird unsere Erde zunehmend unbewohnbar machen.
- Die Verteilungskämpfe werden immer brutaler.

Immer mehr Bildungsbürger fürchten daher um Wohlstand und Wohlbe finden.

Neben dem weltweiten gibt es im Ruhrgebiet auch einen regionalen Umbruch. Und dies bereits zum zweiten Mal. Der erste entscheidende Umbruch vollzog sich hier in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Noch um 1850 gab es an Hellweg und Emscher kein „Ruhrgebiet“, sondern eine ländlich-zurückgebliebene Grenzregion zwischen Bergischem Land und Münsterland, Niederrhein und Soester Börde. Aufgrund der Industrialisierung von Steinkohlenförderung und Stahlherstellung entstand hier binnen kurzem Europas größtes Montanrevier: eine spezifische Stadtlandschaft aus Zechen und Hüttenwerken, Kolonien und Stahlstädten, Eisenbahnlinien und Kanälen, Halden und Senkungsseen.

Und jetzt ist schon wieder alles vorbei! Im vorigen Jahr schloss in Bottrop die letzte Zeche des Ruhrgebiets, und auch die Stahlindustrie hat längst ihre Prägekraft eingebüßt. Der „Wimpernschlag der Weltgeschichte“ (Ulrich Borsdorf) ist selbst schon wieder Geschichte. Seine Folgen sind allerdings dramatisch. Die Ewigkeitslasten betreffen nicht nur Bergsenkungen und vergiftete Böden. Sie äußern sich auch in nachhaltig zerschundenen Stadt- und Landschaftsbildern sowie in gravierenden wirtschaftlichen und sozialen Problemlagen. Während der „Aufbau Ost“ noch nicht beendet ist, benötigt das Revier einen milliardenschweren „Aufbau West“! Und dies stellt eine enorme Herausforderung dar.

In dieser Situation hat das Forum Geschichtskultur an Ruhr und Emscher wieder zu einem Konvent eingeladen, mit dem Thema „Das Ruhrgebiet neu ausgestellt“. Die zentrale Frage lautet: Wie gehen Institutionen der Geschichtskultur mit der aktuellen Situation um? Sie werden ja nicht nur öffentlich finanziert, um unsere Freizeit interessanter zu gestalten, sondern sie haben auch einen Bildungsauftrag: Sie sollen unsere Mitbürgerinnen und Mitbürger dazu anregen, „aus der Geschichte zu lernen“!

Die Frage lautet also: Inwieweit werden die aktuellen Herausforderungen, Probleme und Konflikte in der Geschichtsarbeit der Museen (und weiterer Institutionen) in den nächsten Jahren berücksichtigt: z. B. in neuen Dauerausstellungen und großen Sonderausstellungen, aber auch in Sammlungs- und Vermittlungskonzepten. Hierüber werden Kollegen aus den unterschiedlichsten Instituten berichten.

Wir befinden uns – wie gesagt – im Zeitalter eines gravierenden Umbruchs „zwischen Tradition und Moderne“ (Michael Farrenkopf). Nicht nur beim Bergbau, sondern auch beim Fußball: Dort nennt sich das ganze „Schichtwechsel“ (Manuel Neukirchner). Hilft etwa in dieser Situation ein Rückblick? Denn früher war's ja auch „ganz nett“ (Stefan Goch). Gibt uns da z. B. die Rückschau auf das „Imperium Romanum“ Orientierungshilfen für heute und morgen (Josef Mühlenbrock)?

Aber was ist jetzt zu tun? Museales „Sammeln“ ist nach wie vor unsere Aufgabe (Jens Stöcker). „Bürgerschaftliches Engagement“ ist gefragt, nicht nur bei den Besucherbergwerken (Uwe Preise). Und wie ist es mit dem Bildungsauftrag? Da wird in Wanne-Eickel mit „der radikalen Lokalisierung eines Museums der nostalgische Kitsch des Reviers“ bekämpft (Ralf Piort). Das ist enorm wichtig, denn immerhin geht es um die „Identität der Metropole Ruhr“ (Theo Grütter). Oder sollen wir etwa der Oberhausener Botschaft glauben: „Ruhr ist nicht mehr!“ (Burkhard Zeppenfeld). Was denn dann?

Als Einstieg in solche Problemfelder steht zunächst ein Impulsreferat mit dem Thema „Industriekultur im neuen Gewand? Oder schon weiter gedacht?“ Dazu haben wir Milena Karabaic eingeladen, die mit diesem Themenbereich ja seit langem vertraut ist. Sie ist Dezerentin für Kultur und Landschaftliche Kulturpflege beim Landschaftsverband Rheinland. In dieser Position kann sie auch die Geschichtskultur des Ruhrgebiets analysieren, mit beeinflussen und fördern! Was sie mit großem Erfolg auch tut!

Impulsreferat – Industriekultur im neuen Gewand? Oder schon weiter gedacht?

Milena Karabaic

1. In Feierstimmung

Es gibt im Ruhrgebiet zahlreiche Gründe und Anlässe zum Feiern: schon jetzt im Jahr 2019, in 2020 und vor allem auch 2021. Wesentliche Ereignisse sind:

- 100 Jahre institutionalisierte Regionalentwicklung (Entwicklung vom Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk zum Regionalverband Ruhr (RVR), der Festakt ist auf den 05. Mai 2020 terminiert)
- 10 Jahre Aus- bzw. Nachwirkungen der Kulturhauptstadt „Ruhr.2010“ (Essen für das Ruhrgebiet) verknüpft mit 10 Jahren Ruhr Museum, die Dekaden-Feier erfolgt im Januar 2020
- 20 Jahre Route Industriekultur ganz aktuell, darin enthalten 25 Jahre Gasometer Oberhausen
- 40 Jahre Industriemuseen der Landschaftsverbände,
- 215 Jahre erste Arbeitersiedlung Eisenheim (2021)
- 75. Geburtstag des Bundeslandes Nordrhein-Westfalen (NRW) 2021, das seinen unverwechselbaren Charakter über 250 Jahre industriellen Wandels verdankt und ein Ergebnis der von den Alliierten initiierten, wortsinnigen „Operation Marriage“ zwischen Rheinland und Westfalen als neue Raumkonstruktion im föderalen Grundprinzip der Bundesrepublik Deutschland darstellt.

In Summe ergibt dies geradezu einen „Jubiläumstaukel“, der in entsprechenden regionalen (Image-) Kampagnen populären Niederschlag findet: „#KULTRUHR“ als jüngstes Beispiel. Ob dieses spezielle Angebot – so wie die einschlägigen zuvor (Schöne

Grüße aus Rußland, Ein starkes Stück Deutschland, Stadt der Städte) – Werbe-geschichte schreiben wird, bleibt abzuwarten, das Geschäftsmodell Soziale Medien verspricht zumindest einige Reichweite.

Grundierung aller Maßnahmen ist der regionale Anspruch „Weltmeister des Wandels“ zu sein, mit expliziter metropolitaner, zukunftsorientierter Anschlussfähigkeit. Dass die Aufgabe, Marketing für eine Region zu entwickeln, durchaus herausfordernd und kompliziert ist, belegt die Entwicklung, die die (Nachbar-) „Metropole Rheinland“ bislang genommen hat.

Image ist allerdings keinesfalls Glücksache und damit widerspreche ich der Headline der Welt am Sonntag vom 9.12.2018: „Image ist Glücksache“. Der Artikel widmet sich „Rausch & Realität“ der Ruhrgebietswahrnehmung bzw. seiner differenzierten Bewertung durch Betroffene und Beteiligte. Beabsichtigte Wirkungsmächtigkeit, glaubwürdige Botschaft sind neben einer eindeutigen Setzung eines Markenkerns und einer professionellen, d.h. zeitgemäßen Nutzung aller relevanten Kommunikationskanäle, schlicht Ergebnis eines auskömmlichen Werbeetats. Bis zum Jahr 2022 werden dafür vom RVR allein drei Millionen Euro pro Jahr aufgewendet. Sicherlich ein weiterer Grund zur Freude.

2. Industriegeschichte und Kultur, Industriekultur = der Marke Kern

Industriekultur war das große Paradigma der letzten Jahrzehnte. Sie steht für die große kulturelle Hinterlassenschaft des Industriezeitalters. Insofern ist dieser Begriff als Setzung im Sinne eines „Brenn-glases“ für kontinuierlichen gesellschaftlichen Wandel und

somit von unterschiedlichsten Transformationsprozessen zu verstehen. Im Rahmen dieser **universal verstandenen Industriekultur** (Thomas Schleper) erwächst der umfassende Anspruch, den Begriff für kulturelle Leistungen und Äußerungen des Industriezeitalters **insgesamt** zu verwenden: Dieser beinhaltet sowohl denkmalgerechte Pflege von aufgelassenen Fabrikbauten, wie die Geschichte der darin einst vollzogenen Produktionstechniken, Arbeitsbeziehungen und Produkten; sie inkludiert die geografischen, geologischen, ökologischen und architektonischen Voraussetzungen, die bedingende Wirtschaftsgeschichte, politische Rahmensetzungen wie soziale Verhältnisse, fragt nach religiösen Wurzeln, Konsum und ökologischen Folgen und lässt auch Fragen der Ästhetik nicht aus.

Dieses Charakterbild bestätigt keineswegs die gelegentlich formulierten Vorwürfe, rückwärtsgewandt oder nostalgisch zu sein. Allerdings muss man selbstkritisch konstatieren, dass die anfängliche Dynamik vieler authentischer Orte trotz einstiger Pionierrolle in den 1980er und 1990er Jahren bisweilen ein wenig erlahmt erscheint. Mit dem Begriff „Industriemuseen alten Typs“ wäre diese Ausstellung von Geschichte der Industrie vielleicht am besten beschrieben. Diese „abgebremst“ erscheinende Schwungkraft korrespondiert mit teilweise rückläufigem (Besuchs-)Interesse, trotz zunehmender Aufwendungen und Angebote. Bei aller gebotenen Qualität, basierend auf einer ressourcenbezogenen Grund-sicherung – z. B. durch die beiden Landschaftsverbände und ihre Einrichtungen – vermittelt sich in einem oder anderen Fall ein Eindruck von gewisser Selbstzufriedenheit (-gefälligkeit?) bzw. einer „Man-hat-sich-eingerichtet-Mentalität“. Das ist die eine Seite; die andere ist, dass es unangefochtene Stars in der industriekulturellen Manege



Teilnehmer*innen des Geschichtskonvents, Mitte: Milena Karabaic; Foto: Thomas Parent.

gibt, welche nicht mit Geschichtsvermittlung, sondern mit ausgewiesener Spektakel- und Eventkultur unter dem weiten Zelt der Industriekultur die ungeteilte Aufmerksamkeit des Publikums zu binden wissen, wie z. B. der Gasometer Oberhausen, aber auch die Zeche Zollverein.

Gleichwohl bleibt die kulturelle und politische Relevanz von Industriekultur im oben verstandenen Sinne m. E. unbestritten und ungebrochen. Dabei sind Merkmale wie Kontexte, Konnexe und Transdisziplinarität konstitutiv – nur werden die Chancen und Talente, die dieser „Grundausstattung“ innewohnen, gar nicht (mehr?) ausgespielt.

Industriekultur in NRW ist lokal verankert, regional bedeutsam und (bisweilen) transnational verknüpft. **Die Ausweisung von Industriekultur zum „USP“ (Unique Selling Proposition) für ganz NRW steht allerdings immer noch aus!**

Dabei machen andere Bundesländer es bereits beispielhaft vor: In diesem Zusammenhang darf auf das Jahr

der Industriekultur 2020 in Sachsen verwiesen werden, das sich unmissverständlich mit seiner Landesausstellung die zumindest touristische Inwertsetzung dieser gleichfalls landesweiten Qualität zu eigen gemacht hat.

3. Reaktionen und Konsequenzen ohne Konzertanz

Was also hindert die Verantwortlichen daran, nicht nur den NRW-weiten, kulturellen Stellenwert von Industriekultur wieder bzw. neu herauszustreichen, sondern auch deren gesellschaftliche Rolle als zukunftssträchtige, bildungspolitische Option für nachhaltige Demokratieentwicklung zu nutzen? Abgrenzung und Eigensinn? Oder gefühlte Konkurrenzsituation zur industriekulturellen Infrastruktur außerhalb des Ruhrgebiets?

Niemand würde allen Ernstes den Welterbe-Status von Zollverein in Frage oder Zweifel ziehen wollen, obwohl Zollverein keineswegs das Monopol

bzw. das Privileg auf Wandlungskompetenz für sich allein in Anspruch nehmen kann. Aber schon der Umgang mit dem erweiterten Welterbe-Antrag zur industriekulturellen Landschaft Ruhrgebiet lässt aufmerken. Gab es bis jetzt gemeinschaftliche Anstrengungen, den Antrag nach Beurteilung des UNESCO-Komitees im Auftrag des Landes NRW und in Federführung der Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur, Dortmund, Kokerei Hansa, zu qualifizieren bzw. sogar neu zu stellen, so werden aktuell Stimmen unter den Beteiligten laut, die die Sinnhaftigkeit dieses Vorhabens besonders unter planungsrechtlichen Aspekten und Konsequenzen in Frage stellen: Schlagworte wie „Stadt-Entwicklungsbremse“ oder „absehbares/kalkulierbares Planungshemmnis“ werden formuliert und diskutiert.

Des Weiteren sind konkrete Pläne zur möglichen Konsolidierung von Träger- und Netzwerkstrukturen im Gange: Wie viele Stiftungen oder andere Organisationsformen im weit gefassten Bereich von industriegeschichtlichen

Einrichtungen existieren (derzeit nebeneinander)? Mit welchen satzungsge-
mäßigen Aufgaben und wie stellt sich die
jeweilige Finanzsituation dar? Selbstre-
dend stehen hier perspektivisch Finan-
zierungsfragen im Vordergrund. Aber
auch u. U. neu ausgehandelte, konzep-
tionelle und somit richtungsweisende
Zielsetzungen erfordern sicherlich nä-
here und intensive Betrachtung.

Darüber hinaus finden ebenfalls
als solche zu bezeichnende, strategi-
sche Konsolidierungsüberlegungen
in einer anderen „Flughöhe“, näm-
lich auf nationaler Ebene, statt. Nicht
erst nachdem die Anerkennung einer
fünften industriekulturellen Welterbe-
stätte für Deutschland (sechs mit der
transnationalen, tschechischen Welt-
erbestätte) ausgesprochen worden ist,
greift die Idee einer „nationalen“ Stif-
tung in Sachen Industriekultur ganz
selbstbewusst (Luft-)Raum. Und auch
in diesem Zusammenhang dürfte in
erster Linie eine wirtschaftlich-finan-
zielle Motivation ausschlaggebend
sein. Verteilungskämpfe um institutio-
nelle wie projektbezogene Zuschüsse
zu Betriebskosten von Kulturerbe-
stätten kennzeichnen eben auch die
Situation im Premium- bzw. Prädi-
katssegment. Erste Schritte im Sinne
einer erforderlichen, systematischen
„Best-Practise Analyse“ (für alle diese
Standorte) liegen m. W. aktuell für die
Zeche Zollverein vor. Darin erfolgte
auf Grundlage eines DGF- Projektes
die Überprüfung der Anforderungen,
Leitlinien sowie definierter, insgesam-
t acht Kriterien in Bezug auf die ausge-
übte, „Gute Praxis“. Nachdrücklich
fordert auch der Deutsche Städtetag
in einem jüngst veröffentlichten Papier
(Dokument-Nr. R 3034) übergreifend
den Ausbau und eine „Verstetigung der
finanziellen Förderung für Welterbe-
stätten“ in ihrer Rolle als Impulsgeber

und „Hüter von Traditionen und Labo-
rer der Zukunft“.

Noch ein Grund zum Feiern?

4. Vision und Mission: Industriekultur allen Ernstes

Müssen wir uns im Lichte der geschil-
derten Entwicklungen also nicht be-
unruhigen? Was ist, neben all diesen
berechtigten Anstrengungen zur öko-
nomischen und infrastrukturellen Sta-
bilisierung und Absicherung, eigentlich
aus den gemeinsamen Inhalten gewor-
den, die mit Industriekultur zu verbind-
den wären? Inhalte, die von Beginn an
nicht nur ein „Retro“ im Visier hatten,
sondern auch ein „Futur“ der Indus-
triegesellschaft? Sollen wir getrost alle
Zukunftsüberlegungen dem gerade
eröffneten „Futurium“ in Berlin über-
lassen? Oder bedarf es sehr wohl stärker
perspektivischer Anstrengungen „im
Westen“, die mit dieser hauptstädti-
schen, metropolitanen Kulturbubble of-
fensiv, strukturiert und konstruktiv in
einen längst überfälligen Dialog tritt?

Nicht nur mit Blick auf jüngst ein-
getretene, konkrete politische Verhält-
nisse in einigen Bundesländern – kei-
neswegs nur im Osten – und auch in der
allgemein zunehmenden Sorge um das,
was schon als das in globalem Maßstab
gefährdete Recht auf das „ökologische
Existenzminimum“ (Christian Calles,
FAZ 12.09.2019, S. 6) diskutiert wird,
sehe ich einen wachsenden Bedarf an
universalen, somit politischer Bildung
als Sicherung der Demokratie und der
Überlebensgrundlagen auf unserem
Planeten. Mit Blick auf den Bestseller
von David Wallac-Wells „Die unbe-
wohnbare Erde“ steht also nicht nur das
Industriezeitalter und damit auch die
Industriekultur in der Verantwortung,
sondern auch unsere Alterskohorten,

die Industriekultur in den letzten 40
Jahren zur augenblicklich schwächeln-
den Marke entwickelt haben. Der Op-
timismus, den Wallace-Wells trotz sei-
nes „Es ist schlimmer, viel schlimmer
als Sie denken“ vertritt, basiert auf der
(überzeugenden) Überlegung, dass das,
was (industriekulturell) menschengemacht
ist, auch von Menschen, also indus-
triekulturell, wieder korrigiert bzw.
gelindert werden könne.

Damit unterstreiche ich den Ernst
der bevorstehenden Aufgabe, die In-
dustriekultur mit der inhaltlichen wie
strategischen Kompetenz all ihrer Be-
teiligten als Bildungsauftrag in Sachen
Industriekultur als Epochenbegriff
endlich ernst zu nehmen. Sicherlich
eine „Herkulesaufgabe“. Mit Blick auf
köchelnde Fördertöpfe, die darauf ab-
zielen, Industriekultur „heimatlich“
einzuhegen, oder ausgewählte Orte
imagerträchtig zu instrumentalisieren,
sei die Frage nach einem Aushand-
lungsprozess zwischen legitimer In-
anspruchnahme sowie dem Anspruch
strukturellen Ausgleichs gewisser regi-
onaler Asymmetrien erlaubt.

Müsste es nicht dann allen Ernstes
eine neue „Charta der Industriekultur“
der Positionen und Visionen geben, die
den Stand von „Industriekultur 2020“,
wie sie vor fünf Jahren hier in Dort-
mund, auf der Zeche Zollern, formu-
liert worden ist und woran ich selbst
beteiligt war, nicht nur überprüft,
sondern womöglich agenda-politisch
deutlich überholt? „Wir sind dran“ ti-
telt der neue Bericht des Club of Rome
von 2017. Er ruft nach Veränderungen,
die erfolgen müssen, „wenn wir bleiben
wollen“. Das ist keine Panikmache,
sondern geballte Wissenschaft, die
nicht weniger verlangt als eine „neue
Aufklärung für eine volle Welt“. Das
wäre der Maßstab, den es weiter zu ka-
librieren gälte.

Block 1: Musealisierter Bergbau

„... zwischen Tradition und Moderne“. Das Deutsche Bergbau-Museum Bochum in der „Nachbergbauzeit“

Michael Farrenkopf

Das Deutsche Bergbau-Museum Bochum (DBM) hat zuletzt einen tiefgreifenden Wandel erlebt, der in bestimmten Bereichen auch noch längst nicht beendet ist. Eine sehr grundlegende Reform der gesamten Dauerausstellung ist jedoch seit Juli 2019 abgeschlossen. Gemessen an der fast 90-jährigen Geschichte des DBM ist das eine wahre Zäsur. Einerseits hat erst die Unumstößlichkeit eines finalen Auslaufs des deutschen Steinkohlenbergbaus die Voraussetzungen für den musealen Transformationsprozess in diesem Ausmaß erzeugt. Wenn der Konvent als eine Leitfrage formuliert, was diese Entwicklung für das Selbstverständnis des Ruhrgebiets als nun ehemalige Montanlandschaft bedeutet, so steht für das DBM außer Zweifel, dass insbesondere die Branche als einer der Träger des Museums diese Restrukturierung in der Erwartung wesentlich mit ermöglicht hat, es als symbolischen Erinnerungsort in der so genannten Nachbergbauära zu positionieren. Das hat Konsequenzen für das neue Ausstellungs-konzept.

Andererseits greift der Verweis allein auf den in der Produktion tatsächlich historisch gewordenen Bergbau und seinen Einfluss auf die Restrukturierung des DBM zu kurz. Bereits seit Mitte der 1970er Jahre und insofern doch über den wesentlichen Zeitraum der Bergbaukrise und des damit verbundenen Strukturwandels der Region – sind es vor allem der Bund und das Land NRW, die das Haus als Forschungsmuseum der Leibniz-Gemeinschaft finanzieren. Sie knüpfen diese erheblichen Zuwendungen auch an ein wissenschaftliches Verständnis über die Relevanz des Bergbaus sowohl in seinen historischen Dimensionen als

auch in aktuellen gesellschaftlichen Zusammenhängen. Wenn das DBM seit einigen Jahren offiziell den Untertitel „Leibniz-Forschungsmuseum für Georesourcen“ führt, so ist das vor diesem Hintergrund weit mehr als ein bloß zeitaktuelles markengerechtes Zusatzlabel. Dahinter verbirgt sich in der Realität des Hauses eine Vielzahl von Stakeholder-Erwartungen, die fernab des Ruhrreviers als industriekulturell geprägter Region formuliert werden und als Maxime zur Bearbeitung und Vermittlung des Themas Bergbau weit über die Steinkohle als Georesource und über das Ruhrgebiet als einst wichtigste Montanregion Europas hinausreichen.

Alle Leibniz-Einrichtungen müssen sich nach maximal sieben Jahren sehr kritischen Evaluierungen stellen. Die für die Sicherung der finanziellen Fortexistenz der Institution entscheidenden Bewertungsmuster richten sich auch auf die Umsetzung des Forschungsprofils in den Ausstellungen. Jüngst erhalten die Leibniz-Forschungsmuseen abermals Sondermittel, um durch einen „Aktionsplan“ die Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Gesellschaft zu stärken. Neben vermittlungsorientierten Projekten sollen sich gemeinschaftliche Formate auf Wissenschaftskommunikation, Vermittlungsforschung und internationalen Wissensaustausch fokussieren – in der aktuellen Phase unter dem Leitmotiv „Eine Welt in Bewegung“.

Diese Rahmenbedingungen haben wesentlich auf die Neukonzeption der Dauerausstellung als dem sichtbarsten Resultat des Restrukturierungsprozesses eingewirkt. Sie teilt sich in vier programmatische Themenfelder, die plakativ mit „Steinkohle“, „Bergbau“, „Bodenschätze“ und „Kunst“ überschrieben sind. Bei der Größe des Hau-

ses, die bei der üblichen Verweildauer von Museumsbesuchenden eine tiefere Auseinandersetzung mit der Dauerausstellung früher nahezu verhinderte, soll diese Gliederung in vier verschiedene Rundgänge neue Anreize schaffen. Sie alle haben ein eigenes Design, darüber hinaus sind von den früher mehr als 6.000 dinglichen Exponaten vorrangig der Bergbautechnik über die Hälfte in die derzeit interimistischen Magazine des Montanhistorischen Dokumentationszentrums beim DBM zurückgeführt worden. Bekanntlich verdankte sich diese Objektmassierung in der früheren Dauerausstellung dem Gründungscharakter als klassisch technikhistorischem Museum ab 1930, das in den letzten Jahrzehnten museologisch sehr umstritten war, andererseits aber in der bergbaubezogenen Erinnerungskultur des Ruhrgebiets auch eine Art Markenkern ausgebildet hatte. Tatsächlich wäre heute zu diskutieren, ob das neue DBM ausstellungsseitig überhaupt noch als technikhistorisches Museum verstanden werden kann.

Am meisten trifft das wohl auf den Rundgang „Steinkohle“ zu, der die prägende Rolle des Steinkohlenbergbaus aus einer nationalen und revierspezifischen Perspektive verdeutlichen will. Er fußt auf einem montanhistorisch in den letzten Jahrzehnten weit explorierten Forschungsdesign und bedient damit am ehesten das legitime Repräsentationsbedürfnis der das Museum in der Nachbergbauzeit tragenden Branche.

Der Rundgang „Bergbau“ veranschaulicht die bergbauliche Gewinnung von mineralischen Rohstoffen in einer weit über Europa ausgreifenden Perspektive von der Ur- und Frühgeschichte bis zur Gegenwart gleichsam als anthropogene Konstante. Konzeptionell sollen einige narrativ erkennba-



Objekt im Rundgang „Kunst“ der Dauerausstellung des Deutschen Bergbau-Museums Bochum; Foto: Helena Grebe.

re Konstanten relativiert werden, die sich einem heute für das Ruhrgebiet sehr wirkmächtigen Erinnerungsarchipel verdanken. Dieses hat – um einen Impuls von Stefan Berger aufzugreifen – gerade mit Blick auf den Steinkohlenbergbau bisher zu einem sehr homogenen Bild von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Region geführt, das in seiner korporatistischen Konsensorientierung auf Basis des rheinischen Kapitalismus kaum Raum für

Debatten und Kontroversen ließ.

Beim neuen Rundgang „Kunst“, der auch die seit langem gesammelten Formen der für das Ruhrrevier typischen bergmännischen Laienkunst berücksichtigt, scheint erinnerungsgeschichtlich bezeichnend zu sein, dass er von Peergroups des DBM bisweilen mit Irritation zur Kenntnis genommen wird. Wenn sich Stifter von Zeugnissen des Bergbaus in der Kunst aus der vorrangig feudalistisch-direktionalen

Ära des Montanwesens von diesem Rundgang derzeit nicht immer überzeugt zeigen, so mag man darin einen Reflex auf den in der postindustriellen Phase des Ruhrgebiets manifesten Bedeutungsverlust der einst für den Ruhrbergbau prägenden Gruppe der „Ruhrbarone“ sehen.

Die tiefste Zäsur ist angesichts der eingangs geschilderten Anforderungen als Leibniz-Forschungsmuseum der Rundgang „Bodenschätze“. In einem weitgehend der historischen Reflexion enthobenen Ansatz will dieser Rundgang Verständnis für die Relevanz der weiterhin nur bergbaulich gewinnbaren mineralogischen Rohstoffe für unseren technikbestimmten Alltag wecken. Ausgehend von einer didaktisch orientierten Beschäftigung mit geowissenschaftlichem Basiswissen soll hier die anspruchsvolle Wissenstransformation insbesondere an verschiedenen Labortischen und Mitmachstationen partizipativ erfolgen. Mithin soll so idealerweise eine selbstkritische Reflexion der Museumsbesuchenden im Umgang mit Ressourcen erreicht werden. Ob und wie das im DBM gelingt, muss und wird die Zukunft zeigen.

Bürgerschaftliches Engagement und dessen Möglichkeit anhand des Besucherbergwerks Stock und Scherenberger Erbstollen

Uwe Peise

Bergbauaktiv / Unser Bergbauerbe durch bürgerschaftliches Engagement bewahren. Weil es Jahrhunderte lange schwerste Arbeit unserer Altvorderen verdient hat! Weil die jetzige und zukünftige Generation es brauchen! Weil es Spaß macht!

Was macht Spaß? Aktiv eigenverantwortlich Ziele umzusetzen.

Somit wurde sich auf die Suche nach bergbauhistorischen Stätten ge-

macht, die es verdient haben „gefördert“ zu werden.

Der Stock und Scherenberger Erbstollen

Nicht nur das stilisierte Stollenmundloch auf dem Sprockhöveler Stadtwappen, auf dessen Stadtgebiet der Stock und Scherenberger Erbstollen liegt, zeigt die Wichtigkeit dieses eingetragenen Bodendenkmals. Die Erfassung

der erhaltenswerten Relikte des Steinkohlenbergbaus in Nordrhein-Westfalen wurde 1986 abgeschlossen. Hiernach stellt sich der Stollenmundbereich des Stollens in seinem Erhaltungsgrad als einmalig dar. Es ist damit laut Gutachten eines der wichtigsten Industriedenkmale der frühesten Formen der Bergbautechnik des Ruhrgebiets.

Es gab zwei Stock und Scherenberger Erbstollen, welche jeweils weiteren tieferen Abbau in den Kohlenflözen im Schevener Holz der dort anstehen-

den Wittener Schichten ermöglichen sollten. Benannt sind beide Erbstollen nach den Gewerken Stock und Scherenberg und ihrer gleichnamigen Zeche. Der Stollen hatte den Zweck die Kohlenbänke der Gewerkschaft zu lösen. Bei seinem Vortrieb durchschnitt er jedoch auch andere Kohlenbänke. Durch einen Querschlag wurde auch die Zeche Vereinigte Concordia entwässert. Im weiteren Verlauf entwässerten der tiefe Stollen auch die weiter südlich gelegenen Flöze der Sprockhöveler Schichten und somit die gesamte Herzkämper Mulde im Haßlinghauser Bereich. Beide Stollen mündeten in den Pleßbach, der tiefere und jüngere bei Ibachs Mühle.

Vom alten, höher gelegenen Erbstollen ist im Gelände heute leider nichts mehr zu sehen. Das Mundloch wurde durch den Bau der Autobahn A43 überformt. Der jüngere Erbstollen wurde ab 1746 aufgeföhren, um die Zeche noch tiefer zu entwässern. Es wurden dazu extra Bergleute aus Kursachsen angeheuert, da die Aufföhren eines Stollens zu dieser Zeit querschlägig im festen Nebengestein eine sehr hohe und langwierige Herausforderung war. Die Schächte des Erbstollens wurden möglichst nah am Talgrund des Pleßbach angelegt. Der Stollen erreichte eine Gesamtlänge von etwa drei Kilometer. Im Verlauf des Stollens zeugen Pinggen (Abraumhalden um den ehemaligen Schacht) der ehemaligen Lichtlöcher (Schächte) von seiner Existenz. Lichtlöcher sind Schächte zur Luftversorgung und Hebung des Abraumes beim Bau. Der Abstand der Lichtlöcher war 100



Bergeföhren über Lichtloch; Foto: Bergbauaktiv Ruhr e.V.

bis 150 Meter. Zu den bekannten Daten gehören beim Vortrieb das Teufen der Lichtlöcher: 1784 Nr. 18, 1797 Nr. 19, 1801 Nr. 20 und 1807 Nr. 21. Obwohl die angeschlossenen Gruben teilweise auch durch den Dreckbänker Erbstollen gelöst wurden und bis heute entwässert werden, fließt auch jetzt noch Wasser aus der Rösche des Erbstollens.

Ehrenamtliche Arbeit

Die Situation vor Beginn unserer Arbeiten war ein völlig verbrochenes und verschüttetes Mundloch und Wasse-rablaufrösche, mit einem noch vorhandenen Teil der Stollenmauerung. Der Stollen war durch eine 1,5 Meter dicke Betonplombe verschlossen. Nach längeren Gesprächen, Zufällen, gut gesonnenen netten Beamten, ebensolchen

Grundstücksbesitzern, der Gründung des neuen Vereins Bergbauaktiv Ruhr e.V., dem Finden von Gleichgesinnten, sowie einer großzügigen Föhren durch die Sparkassenstiftung Sprockhövel, konnte es losgehen. Es konnte sprichwörtlich reingehauen werden. Und das ordentlich und ausschließlich ehrenamtlich!

Nach vier Jahren Arbeit sind die Rösche und der Stollen saniert. Der Stollen ist wieder auf über zwei Kilometer befahrbar und gibt einmalige Einblicke in unser Bergbauerbe und Geologie preis. Heimatgeschichte, hautnah erlebbar von jedem Interessierten durch unsere sachkundigen Föhren nach Absprache. Interesse? Vielleicht sogar im Rahmen einer Schnupperschicht mitzumachen? Einfach melden! Bergbauaktiv Ruhr e.V.; 45549 Sprockhövel, www.bergbauaktiv.de

Block 2: Selbstverständnis der Museen in der ehemaligen Montanregion

Das Imperium kehrt zurück. Vermittlung am römischen Original-Schauplatz in Haltern am See

Josef Mühlenbrock

Von 12 v. Chr. bis 16 n. Chr. versuchten die Römer, das Gebiet rechts des Rheins ihrem Imperium anzugliedern. Dabei zogen sie an der Lippe entlang, um möglichst rasch vom Rhein nach Osten ins Innere Germaniens zu gelangen. Aus dieser kurzen, 28-jährigen Zeit der Besatzung stammen die Funde im Römermuseum des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe (LWL) in Haltern. Aber das Haus beherbergt nicht nur Objekte aus Haltern, sondern von allen Römerstandorten in Westfalen. Und da kamen in den letzten Jahren – Dank neuer Methoden wie der Luftbildarchäologie oder der elektromagnetischen Prospektion – noch bisher unbekannte Römerstandorte hinzu, wie Olfen-Sülsen, Bielefeld-Sennestadt und Porta Westfalica-Barkhausen.

Am 25. November 2018 feierte das LWL-Römermuseum sein 25-jähriges Jubiläum. 1,3 Millionen Menschen haben das Zentralmuseum für die Geschichte der Römer in Westfalen seit 1993 besucht. Es ist ein Museum am

Originalstandort, denn das Museum wurde exakt an der Stelle errichtet, wo die Römer vor rund 2000 Jahren ihren wichtigsten Truppenstandort im rechtsrheinischen Germanien aus dem Boden stampften. Darüber hinaus war es 1993 das erste LWL-Museum, das von Anfang an in Zusammenarbeit von Archäologie und Museumspädagogik geplant und gemeinsam mit Architekt und Ausstellungsgestalterin realisiert wurde. So wurde es ein Museum gleichermaßen für Fachleute wie Familien, das mit damals ungewohnt kurzen, verständlichen Texten aufwartete und bei dem an einzelnen Ausstellungstücken vermerkt war: „Berühren und Ausprobieren erwünscht!“

Schon von Anfang an war eine zweite Ausbaustufe des Römermuseums angedacht, nämlich die Nutzung eines Außengeländes in Form eines Archäologischen Parks. So wurden 2016 im Areal hinter dem Museum das Westtor des römischen Hauptlagers von Haltern mit Teilen der anschließenden Holz-Erde-Mauer und den vorgelagerten Spitzgräben nach neues-

ten wissenschaftlichen Erkenntnissen rekonstruiert. Und zwar Pfosten für Pfosten genau dort, wo die römischen Legionäre sie in den Boden gerammt hatten und Archäologen ihre Spuren entdeckt haben. Die imposante Anlage vermittelt heute aufs Neue einen Eindruck davon, wie sich die Legionäre Roms an der Lippe einrichteten. Nach und nach sollen weitere Gebäude aus der Römerzeit entstehen und mit Leben gefüllt werden.

„Geschichte lebendig machen“ gekoppelt mit der erwähnten Maxime des „Berühren und Ausprobieren erwünscht!“ wurden nun in einem Projekt zusammengebracht, das im Herbst 2018 mit einem ungewöhnlichen Aufruf startete: „Aliso braucht dich!“

„Varus, Varus, gib mir meine Legionen zurück!“, soll bekanntlich Kaiser Augustus ausgerufen haben, als er 9 n. Chr. von der Niederlage in Germanien hörte. Drei komplette Legionen waren im saltus teutoburgensis ausgelöscht worden. Aliso ist das einzige namentlich bekannte Römerlager, das in den römischen Schriftquellen zur Varusschlacht erwähnt wird. Dorthin hatten sich die Überlebenden der Varusschlacht zurückgezogen und das Lager verteidigt, bis eine Flucht an den Rhein möglich war. Und es mehren sich die Argumente, dass Aliso mit dem römischen Hauptlager von Haltern identisch sein könnte.

Heute soll Augustus einen Teil seiner Legionäre „zurückbekommen“. Der Aufruf richtete sich an Interessierte, die Lust hatten, das einstige Stammelager der 19. Legion – eine der drei verlorenen Varuslegionen – in Haltern mit Leben zu füllen. 20 Männer und drei Frauen, die dem Aufruf gefolgt sind, wollen zukünftig als 1. Cohorte der 19. Legion das Hauptlager von Haltern wieder mit römischem Leben füllen. Und hierbei ist der Prozess ge-



Impression aus dem Programm „Römer für Aliso“; Foto: LWL/Peter Jülich.

nauso wichtig wie das Ergebnis. Denn das Programm „Römer für Aliso“ fühlt sich der experimentellen Archäologie und Living History verpflichtet, also dem Versuch, durch Kleidung, Ausrüstung und Gebrauchsgegenstände in Material und Machart möglichst realistisch der Zeit des Imperium Romanum zur Zeit des Kaisers Augustus nahekommen und durch dokumentierte Experimente archäologische Fragestellungen zu beantworten.

So begannen die Nachwuchs-Römer, erste Teile ihrer Ausrüstung unter Anleitung erfahrener Experten und Expertinnen der I. Roemercohorte Opladen und der Legio XIX, Cohors III aus Bergkamen selbst herzustellen. Es startete mit dem Nähen der „Unterwäsche“ in Form einer tunica aus Leinenstoff. Dann folgten erste Versuche im Leder- und Metallhandwerk. Es galt, einen schmalen Ledergürtel samt Schnalle selbst herzustellen. Krönung des Ganzen – auch in Bezug auf den Schwierigkeitsgrad – war die Produktion römischen Schuhwerks,

caligae für die Legionäre, carbatinae für die Römerinnen. Ihre schweißtreibenden und manchmal auch nicht ganz unblutigen Erfahrungen haben die Nachwuchs-Legionäre und -Römerin-



Foto: LWL/Peter Jülich.

nen in einem eigenen neu geschaffenen Blog festgehalten und teilen so ihre Erfahrungen mit der Community.

Eine Bühne für den ersten öffentlichen Auftritt bot die Eröffnung der Römerbaustelle im Frühjahr 2019: In einem szenischen Event, moderiert von einem römischen Centurio, wurden die neuen Rekruten gemustert, in Anle-

hung an den römischen Militärtheoretiker Vegetius, der – allerdings erst aus dem ausgehenden 4. Jahrhundert – die Rekrutierung und Ausbildung römischer Soldaten beschrieb.

Auch Ideen für digitale Projekte existieren bereits im Vermittlungskonzept auf der Römerbaustelle Aliso. Moderne Ferngläser auf der Holz-Erde-Mauer ermöglichen einen Blick in die römische Landschaft vor 2.000 Jahren. Die Gegenwart wird ausgeblendet. Man sieht eine Begräbniszeremonie im römischen Gräberfeld. Angedacht ist, dieses digitale Erlebnis noch zu erweitern. Mittels einer Virtual Reality-Brille soll ein „Eintauchen in die Römerzeit“ ermöglicht werden. An ausgewählten Positionen sollen römische Helme mit integrierter VR-Brille liegen, die man aufsetzen kann. So können die Besucher in Echtzeit miterleben, wie die römischen Legionäre den Militärstützpunkt Haltern bauen und beleben. Vielleicht wird es sogar möglich sein, mit den virtuellen Römern zu interagieren.

Sammeln gestern, heute, morgen – das Museum als Haus der Geschichte(n)

Jens Stöcker

Dortmund um 1900 war eine junge Großstadt. Jung in zweierlei Hinsicht: Erst wenige Jahre zuvor wurde die Hunderttausend-Einwohner-Grenze geknackt. Und es war ein rasantes Wachstum. Noch ein Vierteljahrhundert früher, im Jahr 1875, zählte Dortmund erst 40.000 Einwohner – und um 1800 gar erst 4000. Jung war die Stadt aber auch durch ihre Bevölkerung: Zwei Drittel der Dortmunderinnen und Dortmunder waren um die Jahrhundertwende noch keine 30 Jahre alt, nur ein Prozent der Bevölkerung war älter als 70.

In schwindelerregendem Tempo begann in Dortmunds Stadtgeschichte das Kapitel „Dortmund als Industriestadt“ – viele Jahrhunderte nach dem ebenso spannenden Kapitel „Dortmund als mittelalterliche Reichs- und Hansestadt“.

Diese bewegten, dynamischen Zeiten wieder lebendig werden zu lassen, begreiflich und anschaulich zu machen, ist eine unserer Kern-Aufgaben im Museum. Wir erzählen von gesellschaftlichen Umbrüchen, technischen Neuerungen, ideengeschichtlichem Wandel – und davon, was dies für die Menschen bedeutete.

In eben jener Boom-Zeit, in der Dortmund sein Selbstbewusstsein als

Großstadt gerade erst entwickelte, wurde das Museum gegründet. Aus dieser Zeit stammen auch die gut 500 Objekte der Jugendstil-Sammlung des Museums, die wir bis Ende Juni diesen Jahres in der Ausstellung „Rausch der Schönheit“ präsentiert haben.

Die Sammlung ist so breit und umfassend wie der Jugendstil selbst: Darunter sind herausragende Preziosen ebenso wie bloße Entwürfe, es sind komplette Raumausstattungen und einzelne Möbel, Teppiche und Teeservices, Fauteuils und Fliesen. Es sind zum Teil wunderbare Einzelstücke, die in ihrer Schönheit für sich strahlen und zudem den Jugendstil erklären

können/beispielhaft für den Jugendstil stehen.

Diese Sammlung hat aber nicht minder die Kraft und das Potential, die prägende und spannende Zeit der Umbrüche und Reformen in Dortmund und deren Niederschlag im Alltag zu illustrieren.

Das Besondere dabei: Ein großer Teil der Objekte wurde zur Zeit ihres Entstehens erworben, unter anderem vom ersten Museumsdirektor Albert Baum selbst. Nach der 1898 getroffenen Entscheidung, eine „Vorbildersammlung für das Kunstgewerbe“ in Dortmund anzulegen, reiste Baum 1900 nach Paris, um auf der Weltausstellung internationales zeitgenössisches Kunstgewerbe anzukaufen. Mit den neuen Objekten konnten den Dortmunder Museumsbesuchern die modernsten kunstgewerblichen Arbeiten der Zeit präsentiert werden – angewandte „Lebensart“. Diese Entscheidung war wegweisend, denn sie legte den Grundstock für die Museums-Sammlung insgesamt.

Mit ihr haben wir heute nicht nur die Chance, Dortmund als Stadt im Um- und Aufbruch zu zeigen – also in einer Ausstellung Dortmunder Stadt- und internationale Kunstgeschichte miteinander zu verbinden. Wir haben außerdem die großartige Chance, das Sammeln im Museum selbst zu thematisieren: Was haben wir an unserer Sammlung? Was und wie sammeln wir weiter?

Die Jugendstil-Ausstellung machte deutlich: Für die Zukunft eines Museums ist es heute immens wichtig, sich darüber klarzuwerden, welche Objekte es sammelt und welche nicht. Wir stehen heute ebenso wie Albert Baum vor mehr als 100 Jahren vor dem Schritt, uns zwischen Erhalten und Vergessen zu entscheiden.

Wir haben die Chance – und den Auftrag – mit darüber zu entscheiden, mit welchen Objekten, Gebäuden,

Geschichten und Biografien künftig Epochen, Umbrüche und Ereignisse verknüpft werden. Wie können wir also heute mit unserer Sammel-Praxis dafür sorgen, dass unsere Nachfahren in 100 Jahren ähnliche Möglichkeiten haben wie die, die unsere Vorgänger uns bescherten? Damit wir auch künftig Zeitgeschehen und Alltagskultur mit den eigenen Beständen illustrieren, erklären und (sinnlich) verständlich und erfahrbar machen können.

Schon ein Blick in die Rotunde des Museums für Kunst und Kulturgeschichte zeigt, welches Potential unsere Museumssammlung birgt – ein Potential, das weit über den ästhetischen Wert hinausgeht, wenn man die Geschichte(n) der Objekte, ihre Herkunft und ihren Kontext, ihren kunst- und kulturhistorischen Wert und den Grund ihrer Aufnahme in die Sammlung mit erzählt. Erst diese Kontextualisierung macht Geschichte verständlich und erfahrbar – gerade in einer so vielfältigen und vielschichtigen Sammlung wie der Dortmunder. Erst dann wird auch deutlich, welche Lücken im Sammlungskontext bestehen, die geschlossen werden müssen, um kulturgeschichtliche Entwicklungen verständlich zu machen. Und erst dann wird es auch möglich, Solitäre in der Sammlung zu identifizieren, die eventuell neue Themen, Sammlungsstränge oder thematische Interventionen begründen können.

Mit unseren aktuellen Sonderausstellungsprojekten erhalten wir einen immer differenzierten Rückblick in unsere Sammlungsgeschichte. Das wiederum macht Mut, auch künftig Objekte in die Sammlung aufzunehmen, sei es aus den Bereichen der angewandten Kunst, der Fotografie, der Alltagskultur und der aktuellen Kunst.

Immer deutlicher wird es dabei, wie wichtig es ist, die Geschichten hinter den bereits vorhandenen Sammlungsobjekten zu dokumentieren. Die

umfassende Provenienzforschung wird künftig fest und zentral im Sammlungskonzept des Museums verortet sein.

Und es gilt ebenso, die neuen Geschichten und Erzählungen zu sammeln. Unter anderem ist dies Aufgabe unseres „Stadtlabors“. Im Stadtlabor bitten wir alle Dortmunderinnen und Dortmunder um Beteiligung, realisieren und probieren wir unterschiedliche Ausstellungsthemen, partizipative Ausstellungs- und Vermittlungsprojekte und Interventionen. Diese Versuchsanordnungen helfen uns und geben zugleich einen Einblick in unsere Arbeit: Sie zeigen, was ein Museum ist und mit welchen Aufgaben es sich beschäftigt – mit dem Ziel, die passenden Formate für das heute so heterogene und diverse Dortmund zu finden.

Urbanisierung ist ein Megatrend. Städte wachsen, und ihre Bedeutung wächst – weltweit. Unser Museum hat das Potenzial, zum Analytiker und Katalysator der Stadtidentität zu werden – und es stellt sich der Herausforderung, auch die nächsten Kapitel in Dortmunds Stadtgeschichte erzählen zu können.

Das Museum nimmt die Stadt in ihrer Heterogenität und Diversität in den Blick, macht Angebote für alle Zielgruppen und motiviert sie zu einer Partizipation am Stadt- und Kulturleben.

Denn auch das Nicht-Darstellen von Themen, Gruppen, Epochen, Ereignissen, stellt eine Ausgrenzung dar. Das Museum kann und muss zum Lernort einer diversen Gesellschaft werden.

Letztlich ist ein Stadtmuseum wie das MKK nur dann erfolgreich, wenn es mit der Diversität der Stadt arbeitet, diese fördert, Brücken zwischen den Gruppen baut sowie Communities und Stadtakteuren eine Plattform bietet.

Dies ist nicht nur ein Erfolgsfaktor für das Museum, sondern zugleich unsere Existenzberechtigung.

Strictly local! Oder wie mit der radikalen Lokalisierung eines Museums der nostalgische Kitsch des Reviers bekämpft werden soll

Ralf Piorr

Jahrzehntelang führte das „Heimat- und Naturkundemuseum Wanne-Eickel“ im Schatten des Rhein-Herne-Kanals ein beschauliches Dasein. Der eine oder andere Besucher mag den angestaubten Mix aus aufgespießten Schmetterlingen und eklektischer Ofensammlung noch als „Museum eines Museums“ goutiert haben, aber eine Strahlkraft besaß das Haus schon lange nicht mehr.

Der Weg zur institutionellen Neuerfindung begann im Jahr 2010. Unterstützt durch öffentliche Fördermittel wurde die marode Fassade des denkmalgeschützten Gebäudes restauriert. Dem äußeren Chic sollten auch frische Inhalte folgen, aber bevor die alte Volksschule (Baujahr 1898) überhaupt neu bespielt werden konnte, zogen Anforderungen wie Brandschutz und Barrierefreiheit das Projekt in die Länge. Erst im April 2017 wurde das Haus schließlich unter dem neuen Namen „Heimatomuseum Unser Fritz“ wiedereröffnet.

Die Baumaßnahme hatte etwa 500.000 Euro gekostet, wobei die eine Hälfte in die Gebäudeertüchtigung und die andere in die technische und grafische Ausgestaltung der Ausstellung geflossen ist. Nur zum Vergleich: Für die temporäre Ausstellung „Irrtümer und Fälschungen der Geschichte“ des LWL-Museums für Archäologie stand insgesamt ein Budget von 800.000 Euro zur Verfügung. Dass sich die notorisch klamme Stadt Herne mit dem neuen Heimatmuseum und dem Emschertal-Museum im Schloss Strünkede zwei stadtgeschichtliche Museen leistet, und dies in Zeiten, wo andernorts die Mittel für ähnliche Einrichtungen eher gnadenlos zusammengestrichen werden, bleibt trotzdem bemerkenswert.

Die Erzählung

Die neue Ausstellung erzählt die Geschichte der Städte Herne und Wanne-Eickel von 1890 bis 1980. Bereits im Eingangsbereich wird das Selbstverständnis programmatisch umrissen: Eine Reihe von historischen Portrait- und Alltagsfotos von „ganz normalen Menschen“ macht deutlich, dass im Mittelpunkt der Präsentation die Sozial- und Alltagsgeschichte der „kleinen Leute“ steht.

Nach dem vorgeschalteten „Klassenzimmer um 1900“, einer Dauerleihgabe des in Bochum geschlossenen Schulmuseums, verläuft die stadtgeschichtliche Erzählung chronologisch. Die Exponate werden in ihrem zeitlichen Kontext präsentiert, sind aber oft so arrangiert, dass ihre Ordnung beim Betrachter neue Deutungsebenen entstehen lässt. So wird der Nachbau des „Flöz Wilhelm“, eine Übernahme aus den alten Tagen des Museums, durch einen Stummfilm aus dem Jahr 1921 über die Trauerfeiern zu einem Grubenunglück auf der Zeche Mont Cenis mit 85 Toten zum schmerzhaften Geburtskanal der Städte umgedeutet. Der Raum Nationalsozialismus provoziert durch die unter dem Motto „Besser Leben“ stehende Arbeiterküche, während die „Mao-Bibel“ im orangenen Rowenta-Toaster auf die Rebellion der Acht- undsechziger anspielt. Verschiedenen Hör- und Filmstationen präsentieren Dokumente und Berichte – von den Zeugnissen des Widerstandes und der Verfolgung während des NS-Regimes bis hin zu den Schlagern eines Jürgen Marcus.

An vielen Stellen des Museumsrundgangs wird die Identifikation des Betrachters mit dem Dargestellten durch Verfremdungseffekte gebrochen, ganz bewusst wird mit Klischee

und Realität gespielt. Darüber hinaus nähert sich die Ausstellungsnarration der Geschichte der Region keineswegs blauäugig an. Im Raum „Heimatdesign“ heißt es dazu: „Heute ist das Ruhrgebiet längst zum Mythos geworden. Auf den alten Bildern von der Maloche unter Tage und vom Leben in der Kolonie gründen eine ganze Reihe urbaner Legenden, die umso kräftiger scheinen, je mehr die soziale Realität verschwindet. Historiker, Künstler und Marketingexperten designen ein neues Heimatgefühl im Revier. Dabei verschwinden die Grenzen zwischen Fakten und Fiktion, zwischen Selbstbildnis und Klischee immer mehr.“

Die Exponate

„Grabe, wo du stehst!“, das alte Motto der Geschichtswerkstätten-Bewegung der 1980er Jahre, findet im Heimatmuseum eine museale Umsetzung. Die Exponate verweisen auf die direkte Lebensumwelt der Menschen, erzählen von Wegen der Migration, von Kindheit und Jugend, von Männer- und Frauenrollen, von Protest und Repression. Etwa 80 Prozent aller ausgestellten Objekte stammen tatsächlich aus der Emscherregion. Auswahlkriterium war nicht ihr künstlerischer oder historischer Wert, sondern die Geschichte, die mit ihnen erzählt werden kann.

Konsequenterweise wird auf der Präsentationsebene auch kein Unterschied zwischen Hoch- und Populärkultur gemacht. So wurde ein um 1900 entstandener, aufwendig verzierter Druck der „Schwarzen Madonna von Tschenschtau“ ganz bewusst neben dem kolorierten Foto eines Einwandererehepaars aus Posen drapiert. Und das Herner Stadtwappen mit der handschriftlichen Genehmigung der

königlich-preußischen Behörde von 1900 korrespondiert in der räumlichen Gliederung nicht von ungefähr mit einer massenkompatiblen Atlas-Video-kassette von „Theo gegen den Rest der Welt“, ein Ruhrgebietsklassiker, der im September 1980 in der Herner Lichtburg seine Welturaufführung fand.

Auch in der Außendarstellung versucht das Museum, neue Wege zu gehen. Besucherorientiertes Denken ist dabei eine Überlebensnotwendigkeit. Bisher reagiert die Stadtgesellschaft überragend positiv. Dies zeigen nicht nur die etwa 15.000 Besucher im Jahr, sondern auch die weit über 400 neuen Objekten, die der Sammlung des Museums seit der Wiedereröffnung überlassen worden sind. Das Heimatmuseum ist also auf dem besten Weg, seinem selbst gestellten Leitbild als sammelndes und verarbeitendes Gedächtnis der Stadt gerecht zu werden.

Strictly local

Bleibt die Frage nach der Heimat. Bis Anfang der 1990er Jahre verdichtete sich für viele Menschen „das tiefste Ruhrgebiet“ rund um die Stadt Herne – eine damals durchweg negative Zuschreibung. Seitdem hat sich viel verändert. Der Pütt, der Kumpel und die Kniften sind zu industrieller Folklore und einem Geschäftsmodell geworden. Gesellschaftlich werden Heimatgefühle politisch aktiviert, um Abgrenzung



Lokale Exponate: Arbeitsschuhe der Glückauf-Schuhfabrik Wanne-Eickel, 1950er Jahre, Foto: Thomas Schmidt, Bildarchiv der Stadt Herne.

und damit Ausgrenzung zu betreiben.

Durch seine radikale Lokalisierung versucht das Heimatmuseum, diesen Vereinnahmungen zu entgehen und den per se schwierigen Begriff Heimat anders zu besetzen. Allein der Standort im Stadtteil Unser Fritz bietet genug Beispiele, um die brutale Entwicklung des Ruhrgebiets, in dem die Industrie und ihre Bedürfnisse immer Vorrang vor den Menschen hatten, aufzuzeigen. Es gibt nichts zu kaschieren, denn das vermeintlich „Hässliche“ gehört zu den historischen Rahmenbedingungen des Reviers. Oder wie der Historiker Michael Zimmermann in seinem Essay „Historie und Hässlichkeit. Betrachtungen zur Ästhetik des Ruhrgebiets“ (2007) schrieb: „Sich auf das Präsentable zurückzuziehen, das nach bürgerlichen Konventionen wenig Vorzeigbare jedoch zu verbergen, hieße aber, sich der Geschichte und Gestalt des Ruhrgebiets nicht wirklich zu stellen.“

Das Heimatmuseum Unser Fritz stellt sich dieser Realität und bietet einen an der Wirklichkeit orientierten Blick auf den eigenen Ort, den manche als Heimat empfinden und den sich manche erst für die eigene Zukunft erobern müssen. Fakt aber ist: Herne ist das Ruhrgebiet pars pro toto. Die Stadt zu verstehen heißt, die Geschichte des Reviers zu begreifen.

Das Heimatmuseum Unser Fritz stellt sich dieser Realität und bietet einen an der Wirklichkeit orientierten Blick auf den eigenen Ort, den manche als Heimat empfinden und den sich manche erst für die eigene Zukunft erobern müssen. Fakt aber ist: Herne ist das Ruhrgebiet pars pro toto. Die Stadt zu verstehen heißt, die Geschichte des Reviers zu begreifen.

Schichtwechsel: Fußball im Ruhrgebiet im Wandel der Zeit

Manuel Neukirchner

Ende 2018 schloss die letzte Zeche im Ruhrgebiet. Seither ist Schluss mit der Kohleförderung in einer Region, in der zwischen Fußball und Bergbau über Jahrzehnte eine enge Symbiose existierte. Eine Sonderausstellung im Deut-

schen Fußballmuseum in Dortmund befasste sich mit dem finalen Schichtwechsel. „Schichtwechsel – Fußball-Leben Ruhrgebiet“ war Bestandteil der Initiative „Glückauf Zukunft!“ der RAG-Stiftung, mit der das Revier von der Jahrhunderte währenden Tradition der Kohleförderung Abschied nahm.

Zwischen der knochenharten Arbeit der Grubenleute und einem kampfbetonnen Fußballspiel lassen sich allein schon begrifflich viele Parallelen ziehen: In der Tiefe des Raumes wird es gefährlich, denn ganz vorne geht es hart zu Sache. Das Tragen von Schienenbeinschonern zum Schutz vor Verletzungen ist unab-

dingbar. Hier gilt es zusammenzustehen, einer muss sich auf den anderen verlassen können. Nur gemeinsam kann die Gruppe zum Erfolg kommen, sonst wäre ganz schnell Schicht im Schacht. Es sind lange Wege zu gehen. Dabei bietet sich nur wenig Platz und manchmal gibt es einfach kein Durchkommen. Der Schweiß rinnt aus allen Poren, die Kleidung ist durchgeschwitzt – hier unten, in der Tiefe des Raumes, 1000 Meter unter Tage, liegt die Wiege des Ruhrgebietsfußballs.

An der Kohlenfront kamen bis in die 1920er Jahre sogenannte „Ortskameradschaften“ zum Einsatz. Eine Einheit von vier bis acht Bergleuten, die im Akkord schufteten, um den maximalen Ertrag an Kohle zu erzielen. Auch für die Lohntüte. Dafür musste alles Hand in Hand gehen, gegenseitige Unterstützung gewährleistet sein. Nachlässigkeiten bedeuteten Gefahr für Leib und Leben. Dieses Gemeinschaftsgefühl, das Bestehen als Gruppe, prägte. Über die Schicht hinaus.

Einige der besten Ruhrgebietsfußballer wie Ernst Kuzorra, Helmut Rahn oder Timo Konietzka sind in dieser Hinsicht nicht nur in ihren Vereinen, sondern auch unter Tage für die Herausforderungen ihres Sports ausgebildet worden. Sie haben Werte wie Teamgeist, Einsatzbereitschaft und Härte gegen sich selbst über ihre Herkunft aus einer Bergarbeiterfamilie vermittelt bekommen und mussten sie nicht erst im Training einüben.

Die großen Erfolge von Schalke 04 sind eng verbunden mit der Mannschaft, deren Spieler nur „Die Knappen“ genannt wurden. Auch Hans Bornemann, der einzige Abiturient und spätere Bankkaufmann in dem Team, das zwischen 1934 und 1942 sechs Deutsche Meisterschaften für Schalke erringen konnte, schloss zunächst eine Lehre als Bergmann erfolgreich ab und war dementsprechend ein echter „Knappe“. Wenn man so will, agierte die so erfolgreiche Mannschaft im Geiste einer Ortskameradschaft.

Die Bergwerke waren somit eine Schule des Lebens und über den Sozialisationsfaktor hinaus große Förderer des Fußballs. Nach dem Zweiten Weltkrieg zählte die Oberliga West zu den stärk-

ten Spielklassen in Deutschland. Mit der Unterstützung großer Zechen und Stahlwerke sorgten heute in den Niederungen des Amateurfußballs abgetauchte Vereine wie der SV Sodingen oder die Spielvereinigung Erkenschwick für Furor. Ihre Stadien waren auf Zechengelände angesiedelt, beinahe alle Spieler gingen dort auch ihrem zivilen Beruf nach, die Werksleiter hatten zugleich Führungspositionen in den Clubs inne. Auch daraus resultierte eine besondere Identifikation der Zuschauer mit den Spielern. Und umgekehrt.

In der Sonderausstellung des Deutschen Fußballmuseums begaben bzw. – um im Bild zu bleiben – gruben sich die Besucherinnen und Besucher durch elf Stationen der Dauerausstellung, die einen besonderen Kontext zum Ruhrgebiet und dem Fußball in der Region aufweisen.

So steht das Nationaltrikot von Mesut Özil aus dem Jahr 2010 nicht nur für begeisternde Auftritte der deutschen Mannschaft bei der Weltmeisterschaft in Südafrika, sondern erinnert darüber hinaus auch daran, dass der Bergbau im Zusammenspiel mit dem Fußball als Migrations- und Integrationsmotor fungierte. Denn Mesut Özils Großväter kamen beide als türkische Zechenarbeiter Anfang der 1960er Jahre nach Deutschland. 50 Jahre später wurde der bei Rot-Weiss Essen und Schalke 04 ausgebildete heutige Star von Arsenal London erster türkischstämmiger Nationalspieler, der an einer WM-Endrunde für Deutschland teilnahm.

Identitätsstiftenden Charakter erhielten 1997 auch die bedeutendsten Trophäen des europäischen Vereinsfußballs. Als Schalke 04 und Borussia Dortmund innerhalb von einer Woche den UEFA- und den Champions-League-Pokal ins Revier holten, skandierten die Fans der ansonsten so arg rivalisierenden Clubs in ihren Kurven über Wochen den verbindenden Schlachtruf „Ruhrpott, Ruhrpott!“

Ein in ein Stück Kohle eingefasstes Kreuz aus dem Besitz von Helmut Rahn symbolisiert zwei zentrale Maxime im Leben des „Helden von Bern“: Heimat-

verbundenheit und Glaube. Bildet das christliche Symbol eine eher unbekanntes Seite Rahns ab, so kennzeichnet die Kohle ihn als Prototypen des Ruhrgebietsfußballers schlechthin, sowohl was seine Herkunft als auch seine Mentalität betrifft. Rahns Vater war 35 Jahre Bergmann und später Kohlelieferant. Die Familie war im Arbeitermilieu in Essen-Katernberg angesiedelt. Rahn verkörperte zeitlebens und insbesondere auf dem Fußballplatz die Eigenschaften eines Jungen aus dem „Pott“: Robust, durchsetzungsstark, kollegial, bodenständig und pffiffig.

Solche markanten Spuren des Fußballs unter Fördertürmen mündeten im Sonderausstellungsbereich in einer Begegnung mit der Zukunft. Denn die Schließung der Zeche Prosper-Haniel in Bottrop und dem damit verbundenen Ende der Jahrhunderte währende Kohleförderung im Ruhrgebiet bedeutet unweigerlich eine Zäsur und es stellt sich die Frage: Was kommt jetzt? Wie geht es weiter?

Freilich hat sich der Strukturwandel seit Jahrzehnten auf breiter Front Bahn gebrochen. Die Region hat sich längst zu einem Dienstleistungssektor und zu einem Standort für Bildung und Kultur entwickelt. Auf ehemaligen Berg- und Stahlwerken blühen Landschaftsparkanlagen, Industriebrachen sind zu Kulturbetrieben umgestaltet worden. Insofern stellt sich vor allem die Frage: Was bleibt? Die Besucher wurden in diesem Zusammenhang dazu eingeladen, ihre eigene Botschaft für die Zukunft zu hinterlassen bzw. ihre Vergangenheit in Visionen zu übertragen. Die Interaktion ließ ein mosaikartiges Relief des Ruhrgebiets entstehen.

Fest steht, dass der Ruhrgebietsfußballer mit seiner besonderen Mentalität und Identität so schnell nicht aussterben wird: Der VfL Bochum nennt sein Nachwuchsleistungszentrum „Talentwerk“ und beim FC Schalke 04 werden die sportlichen Hoffnungsträger der Zukunft in der „Knappenschmiede“ geformt. Das Malocher-Image wird für das Selbstverständnis von Spielern und Fans aus der hiesigen Region auch weiterhin prägend sein.

Block 3: Identität des Ruhrgebiets.

„Ruhri is nich mehr!“ Die Neuorientierung des LVR-Industriemuseums Zinkfabrik Altenberg

Burkhard Zeppenfeld

1997 eröffnete das LVR-Industriemuseum in Oberhausen die Dauerausstellung „Schwerindustrie“. Gemäß der ursprünglichen Aufgabenteilung zwischen den beiden Industriemuseen der Landschaftsverbände präsentierte diese Ausstellung die Geschichte der Eisen- und Stahlindustrie der Region. Sie zeigte vom Erzbrocken aus dem südlichen Ruhrgebiet und einem Gebiss aus Edelstahl über einen Dampfhammer vom Bochumer Verein bis zur bei Krupp gefertigten Dampflokomotive der Baureihe 50 große und kleine Preziosen aus den letzten 150 Jahren der Geschichte der Eisen- und Stahlindustrie an Rhein und Ruhr.

Nach etwas über 20 Jahren hat am 30. April 2018 die Ausstellung geschlossen. In einer Art SWOT-Analyse wurde zuvor eine „Vision 2020“ erarbeitet, mit der sich das LVR-Industriemuseum am Schauplatz Zinkfabrik Altenberg in Oberhausen neu aufstellt. Stärken, Schwächen, Chancen und Risiken wurden analysiert und ein Entwicklungsplan für die Zukunft des Museums aufgestellt. Daraus resultierten vor allem zwei Aufgaben, bauliche Maßnahmen und die Erstellung einer neuen Dauerausstellung. Während es bei den Baumaßnahmen unter anderem um die Beseitigung eines Staus an Instandhaltungsmaßnahmen und an die Anpassung an neue Brandschutzanforderungen, um eine energetische Sanierung, bessere Barrierefreiheit und eine Verbesserung von Funktionstrennungen geht, steht die Erarbeitung einer neuen Dauerausstellung auch für eine neue inhaltliche Orientierung des Museums. Hierauf soll im Folgenden näher eingegangen werden.

Warum wurde die schöne alte Ausstellung geschlossen?



Die Baustelle am LVR-Industriemuseum Zinkfabrik Altenberg ist eingerichtet. 4.2.2020; Foto: Marcus Rischmüller/LVR.

Für die Schließung und den Abbau der alten Ausstellung „Schwerindustrie“ gab es zahlreiche Gründe. Hier sollen nur drei der Überlegungen näher erläutert werden:

- 20 Jahre nach Eröffnung des ersten Museums zur Geschichte der Eisen- und Stahlindustrie in der Zinkfabrik Altenberg ist das Thema Schwerindustrie mit ihren riesigen Dimensionen mittlerweile an verschiedenen Orten im Ruhrgebiet von Dortmund über Hattingen und Essen bis Duisburg erfahrbar. Wer wissen will, was Schwerindustrie bedeutet, klettert heute auf einen Hochofen und schaut sich museale Erläuterungen an authentischen Orten an. Dies ist in einem alten Hüttenwerk natürlich besser möglich als in einem Zinkwalzwerk.
- Die Besuchererwartungen an Ausstellungen zur Industriegeschichte und an Museen überhaupt ha-

ben sich im Verlauf von 20 Jahren grundlegend verändert: Die Besucher, vor allem, aber nicht nur die jungen, erwarten heute etwas anderes als eine klassische Ausstellung. Sie wollen direkter angesprochen werden und etwas ausprobieren können. Die Vermittlung eines Museums muss heute mit einem Erlebnis verbunden werden. Eine Anpassung der alten Ausstellung an diese neuen Erfordernisse war nicht machbar. Eine neue Ausstellung muss mehr Möglichkeiten zum Mitmachen bieten.

Den Forschungsstand, den die alte Ausstellung darstellte, war der der ersten Hälfte der 1990er Jahre. Mittlerweile gibt es zahlreiche neue Forschungsergebnisse zur Geschichte der Eisen- und Stahlindustrie und auch zur Geschichte der Region. Da die alte Ausstellung relativ statisch ausgelegt

war, ließen sich diese neuen Forschungsergebnisse kaum oder gar nicht in die vorhandene Architektur einbauen. Besonders auffällig war dieses Manko neben der Präsentation des Themas „Zwangsarbeit in der Schwerindustrie“, die gerade ab den 1990er Jahren einen Forschungsschwerpunkt darstellte, insbesondere im Kapitel „Abschied von der Schwerindustrie“, das den Wandel zu Beginn der 1990er Jahre widerspiegelte. Eine Aktualisierung der Darstellung war jedoch kaum im bisherigen Rahmen möglich.

Also hat sich das Team des LVR-Industriemuseums darangemacht, ein Konzept für eine neue Dauerausstellung in der ältesten geschlossen erhaltenen Fabrik des Ruhrgebiets zu erarbeiten. Diese Fabrik gilt es neu in Wert zu setzen. In der neuen Dauerausstellung wird das Museum weg von der Schwerindustrie gehen, hin zum Menschen. Die wichtigsten Thesen zur neuen Ausstellung sind:

1. Wir befinden uns immer noch im Industriezeitalter, global und regional. Auch wenn die harten statistischen Fakten etwas Anderes suggerieren, tatsächlich ist unsere heutige Gesellschaft auf Industrie basiert und von Industrie geprägt. Industrie ist eng verzahnt mit zahlreichen Dienstleistungen. Gleichgültig ob Banken, Handel, Versicherungen, Beratungsleistungen oder andere Dienste, sie sind alle ohne die Industrie nicht denkbar oder sie basieren auf bzw. nutzen industriell erprobte Prinzipien. Doch die ökonomischen Verhältnisse wandeln sich permanent. So gibt es auch nicht die Jahre des Strukturwandels, von denen immer gern geredet wird, sondern einen immerwährenden Wandel der Strukturen, auch in der Region.
2. Das Industriezeitalter ermöglichte den Menschen langfristig eine größere Teilhabe am Leben und an der Gesellschaft. Vergleicht man die Lebensumstände zwischen verschiedenen Zeitpunkten, so zeigt sich einerseits ein für alle Bevölkerungsschichten deutlich gehobener Lebensstandard durch die Zunahme der Möglichkeit des individuellen Konsums. Andererseits vergrößerten sich auch die Chancen für bisher benachteiligte Bevölkerungsschichten, am gesellschaftlichen und politischen Leben teilzunehmen, und dieses auch zu beeinflussen bzw. mitzugestalten. Aber Vorsicht: Dies war und ist keine zwangsläufige und geradlinige Entwicklung. Materielle und gesellschaftliche Teilhabe zeigt sich als fortwährendes Auf und Ab, wobei der bessere Lebensstandard sowie die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben erkämpft werden muss(te).
3. Das Industriezeitalter verschaffte den Menschen neue Identitäten und Identifikationsmöglichkeiten. Die möglichen Rollen, in denen sich die Menschen wiederfanden oder mit denen sie sich identifiziert haben, haben sich immer weiter ausgedehnt bis zu den multiplen Identitäten der Gegenwart. Hier handelt es sich genauso um die klassischen Identifikationen mit Klassen, Ethnien, Religionen oder Geschlecht wie um Identitäten wie sie von Freizeitgruppen, Betriebshierarchien und vielen anderen Alternativen angeboten werden. Auch diese Entwicklung ist langfristig zu erkennen und zwischendurch gebrochen durch Uniformität oder durch Inklusion und Exklusion. Milieus lösen sich auf, neue bilden sich. Ein Beispiel für die Folgen dieses Prozesses: Das Ruhrgebiet als Herzkammer der SPD ist passé. Zu fragen wäre auch: Was bedeutet diese Ent-

wicklung für die Zuwanderung in den verschiedenen Zeiten? Gibt es geschlechtsspezifische Auswirkungen?

Eine Betrachtung des Industriezeitalters kann sich heute nicht mehr auf die Darstellung von Produktionsverfahren und ihren sozialen und ökonomischen Folgen beschränken. Vielmehr ist die zweite Seite der Produktion, der Konsum und seine Folgen, mit in die Betrachtung einzubeziehen. Industrie ist nicht nur die Herstellung von Gütern, sondern auch die Nutzung bzw. der Verbrauch – auch im Privaten. Und gerade hier sind Umweltfragen wie Ressourcennutzung und Abfallmengen anzusprechen. Aber auch Fragen von Identität und Teilhabe lassen sich am Konsum erläutern.

Das Rhein-/Ruhrgebiet dient dem LVR-Industriemuseum als Brennglas für diese Entwicklungen. Es wird in der neuen Dauerausstellung vom lokalen Fallbeispiel, ausgehend von der Zinkfabrik Altenberg, bis zu den globalen Zusammenhängen gehen. Aktuelle Probleme werden stärker einbezogen. Dabei wird deutlich werden, welche Besonderheiten Stadt und Region zu bieten haben. Es wird aber auch erkennbar sein, wie sich die Besonderheiten der Region auflösen und letztlich allein Tradition sind.

Und seien wir ehrlich: Der Ruhr ist doch nur eine Identifikationsmöglichkeit für die Alten, die im Kabarett erfreut. Tatsächlich identifizieren sich die Menschen heute und zu großen Teilen auch schon früher doch mit anderen Angeboten, wie sie auch in anderen Regionen und Ländern vorhanden sind. Insoweit sind wir tatsächlich im Ruhrgebiet angekommen, wo viele von uns schon immer hinwollten: „Endlich so wie überall.“

Zur Identität der Metropole Ruhr. Neue Ausstellung des Ruhr Museums auf Zollverein

Heinrich Theodor Grütter

Das Ruhr Museum auf Zollverein hat sich in den letzten Jahren intensiv mit der Montangeschichte der Region, vor allem mit ihrer Geschichte als Bergbauregion auseinandergesetzt. Dazu gehören große einschlägige sozial- und kulturhistorische Ausstellungen, wie ‚200 Jahre Krupp. Ein Mythos wird besichtigt‘ oder ‚Kohle global‘, aber auch eine ganze Reihe von Fotoausstellungen wie ‚Heinrich Hauser. Schwarzes Revier‘, ‚Chargesheimer. Die Entdeckung des Ruhrgebietes‘, ‚Josef Stoffels. Steinkohlenzechen‘ oder ‚Albert Renger-Patzsch. Die Ruhrgebietsfotografien‘. Den Höhepunkt erreichte die Beschäftigung mit der montanindustriellen Vergangenheit des Ruhrgebietes sicherlich mit der Ausstellung ‚Das Zeitalter der Kohle. Eine europäische Geschichte‘, die das Ruhr Museum zum Ende des Steinkohlenbergbaus gemeinsam mit dem Deutschen Bergbau-Museum in der Mischanlage der Kokerei Zollverein gemacht hat.

Mit Beginn der Zeit nach der Kohle wendet sich das Ruhr Museum nun schon im Jahr 2019 mit der Ausstellung ‚Aufbruch im Westen. Die Künstleriedlung Margarethenhöhe‘, vor allem aber im Jahr 2020 in der Ausstellung ‚100 Jahre Ruhrgebiet. Die andere Metropole‘ einer Facette des Ruhrgebietes zu, die zwar auch durch die Montanindustrie befördert und beeinflusst wurde, aber auch unabhängig von ihr existiert, nämlich der urbanen und metropolitanen Seite des Ruhrgebietes, das Mitte des 20. Jahrhunderts noch der größte Ballungsraum Europas war.

Der Anlass für diese Ausstellung ist wieder einmal ein Jubiläum, nämlich der hundertste Geburtstag des ehemaligen Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk, der heutige Regionalverband Ruhr. Der größte heute noch existierende Kommunalverband wurde im Jahr 1920 gegründet um zum

einen 150.000 neue Bergleute anzusiedeln, die die Reparationsleistungen des Ruhrgebietes aus dem Versailler Vertrag sicherstellen sollten, vor allem aber um Struktur und Ordnung in den wild wuchernden Industriebezirk, in Preußens Wilden Westen, zu bringen.

Die Ausstellung zeigt nicht die Geschichte der Metropole Ruhr, denn die gibt es nicht bzw. die ist zu komplex und zu widersprüchlich, um sie in einer Erzählung darzustellen. Sie erzählt vielmehr eine ganze Reihe, insgesamt sieben Geschichten, die sich teilweise eng aufeinander beziehen, teilweise unabhängig voneinander, häufig ungleichzeitig mit unterschiedlichen Stoßrichtungen und Dynamiken voneinander entwickelten. Es handelt sich um die politische Metropole, die Verwaltungsmetropole, die Infrastrukturmetropole, die Verkehrsmetropole, die Industriemetropole, die Sport- und Veranstaltungsmetropole und die Kultur- und Wissensmetropole Ruhr.

Dabei bilden die sieben Erzählungen Schwerpunkte, die meist in den 1920ern, den 1950er und 1960er Jahren sowie um die Jahrtausendwende liegen und wichtige Zäsuren in der hundertjährigen Geschichte der Metropole Ruhr bedeuten. Und sie versuchen Ausblicke in die Zukunft zu geben. Für sich genommen sind die einzelnen Erzählungen aber so unterschiedlich wie sie nur sein können. So entpuppt sich die politische Geschichte der Metropole Ruhr als Entwicklung vom Klassenkampf der Industrialisierung, der in der Novemberrevolution und im Ruhrkampf seinen Höhepunkt gefunden hatte, zum sozialpartnerschaftlichen Modell der Montanmitbestimmung, das auch die massiven Proteste gegen den Abbau der Arbeitsplätze und die Folgen des Strukturwandels gut verkraftete und erst jetzt in Zeiten der zunehmenden Perspektivlosigkeit von Teilen der Bevölkerung im Ruhrgebiet wieder in Schieflage zu geraten droht.

Die Industriegeschichte der Metropole Ruhr stellt sich im 20. Jahrhundert bei begründetem langen Festhalten an den alten Montanstrukturen zumindest in der letzten Hälfte als permanenter Strukturwandel dar, der trotz des Endes der Kohle noch nicht abgeschlossen scheint und dessen Erfolg weiterhin unklar bleibt.

Die Verwaltungsgeschichte der Region dagegen entpuppt sich als permanenter Versuch, den 53 Gemeinden der Region eine gemeinsame Struktur und vor allem auch ein Selbstgefühl und ein verbindendes Image zu geben. Der Versuch ist bei Partikularinteressen und konkurrierenden Ordnungsvorstellungen außerhalb des Ruhrgebietes weitgehend zum Scheitern verurteilt und hat weit weniger gut funktioniert als die infrastrukturelle Entwicklung der Metropole Ruhr, die immer überlebensnotwendig und weniger ideologisch war. Diese hat selbst die ökologischen Folgen der Industrialisierung in den Griff bekommen, wie der Emscherumbau oder die großen Landschaftsprojekte wie die Internationale Bauausstellung Emscher Park und die Internationale Gartenbauausstellung 2027 zeigen.

Noch problematischer stellt sich die Geschichte der Verkehrsmetropole Ruhr dar, die bei Erfolgen im Güter- und überregionalen Personenverkehr bei der Etablierung eines gemeinsamen Nahverkehrssystems immer wieder scheiterte und nach unzähligen Versuchen praktisch vor der gleichen Situation wie vor hundert Jahren steht. Der Flickenteppich von verschiedenen, schlecht funktionierenden kommunalen Verkehrssystemen steht als Synonym für die scheinbare Unmöglichkeit der Metropolbildung im Vergleich zu anderen europäischen Metropolen wie Berlin, Paris oder London.

Zumindest teilweise Erfolgsgeschichten sind dagegen die der Sport- und Veranstaltungsmetropole und die

der Kultur- und Wissensmetropole Ruhr. Erstere wird vor allem angetrieben durch den längst seine proletarischen Wurzeln verlassenen Ruhrgebietsfußball und führt trotz negativer oder sogar katastrophalen Erfahrungen mit der Love-Parade zu immer wieder neuen Projekten wie der Kulturhauptstadt und der Olympia-Bewerbung 2032. Und die Kulturmetropole Ruhr nimmt ihren Anfang in der revolutionären Folkwang- und Werkbund-Idee des frühen 20. Jahrhunderts und entwickelt nach dem Zweiten Weltkrieg einen spezifischen Begriff der Kultur im Industrieraum, der mit der Entstehung und Entwicklung der Universitä-

ten in einer vormals wissenschaftsfernen Region einhergeht.

Die Exponatwelten einer solchen, auf verschiedenen Erzählsträngen basierenden Ausstellung sind naturgemäß äußerst vielfältig. Sie reichen von politischen Plakaten und Objekten über architektonische und technische Modelle, Kunstwerke und Sportdevotionalien bis hin zu Schriftstücken und Filmdokumenten. Vor allem aber vereinen sie auch die unzähligen Fotografien, nicht nur des Fotoarchivs des Ruhr Museums, die die Ausstellung rahmen und zeigen, dass bei aller Unterschiedlichkeit und Widersprüchlichkeit zumindest das Bild, die gemeinsame

Wahrnehmung der Metropole Ruhr als spezifischer Metropole, die sich von anderen unterscheidet, sehr wohl existiert.

Und damit will die Ausstellung zeigen, dass das Ruhrgebiet, die ehemalige Montanregion, inzwischen eine eigene metropole Geschichte hat, die über ein Jahrhundert alt ist und an die es bei allen Fehlentwicklungen und Widersprüchen anzuknüpfen gilt und die vor allem das Potential hat jenseits und unabhängig von Kohle und Stahl eine eigene regionale Identität aufzubauen und zu stärken.

Früher war's ganz nett – und heute und morgen? Politische Bildung im Museum

Stefan Goch

Bei aller kritischen und selbstkritischen Beschäftigung mit Geschichte erscheint auch die Darstellung der Geschichte des Ruhrgebiets, auch die Nordrhein-Westfalens oder der Bundesrepublik letztlich als Erfolgsgeschichte. Irgendwie hat man das alles überstanden. Und im Nachhinein erscheint alles in einem etwas milderem Licht. Blut Schweiß und Tränen sind vielleicht dann doch etwas weniger zu sehen als sie historisch da waren. Also war es früher ganz nett: Die Bergleute hatten zwar eine schwere Arbeit, es gab auch Unglücke und ihre Frauen hatten nicht nur den Haushalt und viele Kinder am Hals. Man wohnte zwar beengt, in den Siedlungen aber ganz homogen und im gleichen Schicksal solidarisch; die Bergmannskuh war zwar nur eine Ziege oder ein Schwein oder es gab ein paar Hühner, aber das Schlachten war ein schaurig schönes Ereignis. Und immerhin hatte man die Gewerkschaften oder tapfere Sozialdemokraten oder Kommunisten und manchmal auch Sozialkatholiken. Dagegen waren die

Zechenherren und Schlotbarone böseartig und brutal, allerdings auch erfolgreiche Unternehmer.

Die Geschichte unserer Region lässt sich auch unerfreulicher verstehen und darstellen.

Dazu kommt, worauf Ulrich Heinemann schon in unserer Zeitschrift vor langer Zeit hingewiesen hat, dass die Orientierung an Industriekultur und der Montan-Vergangenheit vielleicht wenig zukunftsgerichtet ist und die Vergangenheit eher idealisiert.¹ Und die, die sich mit der Geschichte unserer Region im Industriezeitalter beschäftigen, sind auch biografisch zunehmend weiter entfernt vom Industriezeitalter. Dass Akteure des Industriezeitalters selbst ihre Geschichte schreiben oder in das Schreiben ihrer Geschichte und eben auch in die museale Darstellung ihrer Geschichte einbezogen werden, ist eher selten geworden.

Wir neigen nicht dazu, Misserfolge, Skandale, Fehlentwicklungen, versäumte Chancen darzustellen oder zu musealisieren. Nicht erst der Klimawandel und die Diskussion darum zeigen jahrzehntelang wenig berück-

sichtigte Themen. Das Vernachlässigen einer Perspektive einer Misserfolgsgeschichte, die Konzentration auf Wirtschaftsgeschichte, Kulturgeschichte und Alltagsgeschichte sowie die nur begrenzte Auseinandersetzung mit der Politikgeschichte, in der ja wesentliche Zukunftsentscheidungen getroffen wurden, kann zu einem verzerrten Blick auf die zu dokumentierende Realität führen.

In den letzten drei Jahrzehnten neoliberaler Politik und insbesondere wohl nach der Jahrtausendwende hat sich Politik grundlegend gewandelt. Dabei ist der Hinweis auf Globalisierung nur ein oberflächliches Argument. Nachdem der Kapitalismus alternativlos geworden zu sein scheint und der Sozial- und Wohlfahrtsstaat grundlegend in die Kritik geraten ist, hat sich in der Politik lokal, regional und auch übergreifend eine erhebliche Unsicherheit bereit gemacht, die nicht nur eine Folge des ökonomischen und sozialen Wandels und des damit verbundenen Milieuzerfalls ist. Wir erleben zum Beispiel in Nordrhein-Westfalen in zahlreichen Grundsatzfragen ein ständiges

Hin und Her politischer Entscheidungen. Die politischen Akteure sind sich offensichtlich unsicher geworden, alte Gewissheiten sind zerfallen und eben auch ein Satz an Gemeinsamkeiten. So wechseln die wechselnden Regierungen in Nordrhein-Westfalen ihre Entscheidungen gegenseitig aus. Seit Jahren wird immer wieder am Kommunalverfassungsrecht und an der Wahl lokaler Politiker herumgebastelt, mit der Folge, dass lokale Politiker letztlich ihre Legitimation verlieren können. Da führt man das Abitur nach der zwölften Jahrgangsstufe ein und lässt sich dann feiern für den Weg zurück. Da wird ein Parteitag am Hambacher Forst abgehalten, den die Vorgängerregierung bei einem Kompromiss aufgegeben hatte. Da haben wir in manchen Quartieren Wahlergebnisse der Rechtsextremen von über 20 Prozent, oder in anderen Quartieren Wahlbeteiligungen von um die 30 Prozent. Da leben mancherorts die Hälfte aller Kinder unter Armutbedingungen, mancherorts ist die Arbeitslosigkeit dreimal so hoch wie im Bundesdurchschnitt. Nicht nur Milieus zerfallen, es geht noch kleiner los bei Familien und Stadtteilen. Der Verkehr im Land und in unserer Region funktioniert nicht mehr, mit keinem Verkehrsmittel. Das Ruhrgebiet ist bei allen Mängeln und zurückgebliebenen Quartieren eine Wissens- und Dienstleistungsgesellschaft geworden mit ganz anderen Arbeitsverhältnissen und vor allem auch kleineren Strukturen.

Und es muss noch für uns hier festgestellt werden: Viele von uns sind Jahre oder Jahrzehnte lang für eine Überwindung der Spaltung im Ruhrgebiet eingetreten und müssen nun erleben, dass die endlich eingeführte bzw. wieder eingeführte Planungskompetenz des Regionalverbandes nicht genutzt, die Planung für das Ruhrgebiet



v.l.n.r.: Harry Jablonowski, Heinrich Theodor Grütter, Burkhard Zeppenfeld und Stefan Goch; Foto: Thomas Parent.

vor die Wand gefahren wurde. Haben wir da Fehlentwicklungen übersehen?

Unsere Geschichtsdarstellungen, schriftlich wie in Museen, greifen solche Fragen und Themen selten auf und ein Diskurs über Gegenwart und Zukunft wird selten geführt. Wir erklären nicht mehr wie Politik funktioniert, dass es notwendig ist, dass man sich einmisch, dass es Beteiligungsmöglichkeiten und Einflussmöglichkeiten gibt, die man ansonsten anderen überlässt. Und wir überlassen viele Teile der Bevölkerung sich selbst und kriegen sie nicht in unsere Einrichtungen. Vielleicht ist die Selbstkritik etwas überzogen, doch ist nicht zu viel Erfolgsgeschichte das, was zahlreichen subjektiven Empfindungen nicht entspricht?

Die Geschichtsschreibung, die Vergangenheitspolitik, die Erinnerungskultur wie eben auch die Ausstellungen und Museen müssen also politischer werden und im Sinne politischer Bildung vermitteln, wie Politik funktioniert, und dass Interessen eben vertreten werden müssen und dafür Engagement und Zusammenarbeit mit anderen lohnt.

Geschichte erscheint dann als der stets gefährdete Versuch friedlichen Zusammenlebens in einer vielfältig differenzierten und sich permanent wandelnden Gesellschaft und demokratisch organisierten Staatsform. Als Demokratiegeschichte ist die Geschichte notwendig, auch eine Geschichte widerstreitender Interessen. Sie verweist darauf, dass Konflikte notwendiger Bestandteil einer pluralistischen Gesellschaft und Motor gesellschaftlicher Entwicklung sind. Das zentrale Deutungsangebot einer politikgeschichtlichen und auf Aufklärung zielenden Darstellung von Geschichte ist die Auseinandersetzung mit Geschichte als einem Prozess gesellschaftlicher und politischer Aushandlung. Ein Lernziel wäre das Aushalten von Unterschiedlichkeit und die Fähigkeit, die Diversität im Sinne der Freiheit nicht nur zu respektieren und gelten zu lassen, sondern auch zu schätzen.

1 Ulrich Heinemann, Industriekultur: Vom Nutzen zum Nachteil für das Ruhrgebiet, in: Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur 2003, H. 1, S. 56-58.

Zusammenfassung und Ausblick

Dagmar Kift

Der Geschichtskonvent „Das Ruhrgebiet neu ausgestellt“ wollte exemplarische Einblicke in 2019 aktuelle oder in Planung befindliche Ausstellungen bieten. Wie die Leitfragen nahelegten, sollte dies keine anlassfreie Zusammenschau sein, sondern vor allem eine Bestandsaufnahme mit Bezug zum Ende des Steinkohlebergbaus, interpretiert als Ende der Region als Montanregion. Der den Vortragenden an die Hand gegebene Fragenkatalog regte dazu an, diese Vorgabe aus ganz unterschiedlichen Perspektiven zu beleuchten: Da sollte es einmal um das Revier an sich gehen, um sein Erscheinungsbild, seine Struktur und sein Selbstverständnis, aber auch um größere Einheiten wie das Bundesland, kleinere Einheiten wie einzelne Städte oder – über die Grenzen des Reviers hinaus – um seine überregionalen und internationalen Verortungen. Hinsichtlich der zeitlichen Verortung war der Blick zurück genauso gefragt wie der Blick nach vorne: auf Erinnerungskultur(en), Identität(en), den aktuellen (und vielleicht auch künftigen) Wandel. Last, not least sollte nicht nur über Inhalte diskutiert werden, sondern auch über Vermittlungsformate, darüber, wie (innovativ) die Geschichtsmuseen ihre Themen derzeit oder demnächst an den Mann, die Frau und das Kind bringen. Die Beiträge waren in drei thematische Blöcke eingeordnet: Musealisierter Bergbau, Selbstverständnis der Museen in der ehemaligen Montanregion und Identität des Ruhrgebiets. Der Impulsvortrag fügte mit der Industriekultur einen weiteren Aspekt hinzu: 40 Jahre nach der Gründung des ersten großen Industriemuseums in NRW müsse sich auch die Industriekultur heute fragen, inwieweit sie noch als Paradigma tauglich und ob sie mittlerweile nicht zu sehr eventisiert sei.

Vor dem Hintergrund der Präsentationen und Diskussionen möchte ich das Ergebnis des Konvents wie folgt zusammenfassen:

Erstens scheint der Anfang vom Ende des Bergbaus vor nunmehr über 50 Jahren mit dem Beginn der Industriedenkmalpflege und der Gründung des Industriemuseums als eines neuen Museumstyps eine einschneidendere Zäsur in der Museumslandschaft des Reviers gewesen zu sein als es sein tatsächliches Ende heute ist.

Zweitens wird der Bergbau schon lange musealisiert, und auch künftig werden Bergbaumuseen als Wissensspeicher die Traditionen, Techniken und Geschichte dieser Industrie und die Erinnerungen aus ihr und an sie bewahren, mit Fragestellungen aus der Gegenwart beleuchten und als Bildungseinrichtung mit einer immer breiter werdenden Palette von Formaten vermitteln: analog am Objekt, digital als Ersatz oder Erweiterung, erlebnis- und handlungsorientiert. Wie im Übrigen alle anderen Museen auch, die methodisch und didaktisch am Ball bleiben wollen; das ist im Ruhrgebiet genauso wie anderswo.

Anders sieht es bei der Frage der regionalen Identität aus, aber hier gingen, drittens, die Meinungen auseinander: Der Ruhri sei heute bestenfalls noch ein Identifikationsangebot für Ältere – so die eine Position; die Region, so eine andere, habe eine nicht nur wirtschaftliche Identität als Montanregion, sondern auch und insbesondere eine kulturelle Identität als Stadtlandschaft und „Metropole Ruhr“.

Konsens herrschte dagegen, viertens, in der starken Ausrichtung auf Fragen und Probleme der Gegenwart und in der Forderung nach einer stärkeren Politisierung der Museen und Ausstellungen. Und um die Probleme von heute besser kontextualisieren zu können, dürfe man den Blick nicht nur auf vergangene Erfolge richten, sondern müsse auch (und gerade) die Misserfolge und Fehlentwicklungen aufarbeiten. Immer wieder tauchte auch die Forderung auf, angesichts der derzeitigen gesellschaftlichen Entwicklungen künftig nicht nur historische, sondern auch politische Bildung zu betreiben. Die für das Ruhrgebiet historisch prägende Industriegeschichte

bietet meines Erachtens dafür zahlreiche Anknüpfungspunkte; erwähnt seien beispielsweise die Themen Umwelt, Globalisierung oder Geschlechtergerechtigkeit oder die Entwicklung der industriellen Beziehungen hin zu mehr Partizipation. Aktuell und gegenwartsorientiert sollte dabei nicht nur tagesaktuell bedeuten, sondern auch wissenschaftlich und methodisch anschlussfähig, um neue Perspektiven eröffnen, zum Nachdenken anregen, die Besucher*innen herausfordern zu können.

Museen als Bildungseinrichtungen, Wissensspeicher und Kompetenzzentren benötigen, wie im Konvent angesprochen, eine Konsolidierung in Sachen Infrastruktur, Inhalte und Personal. Weniger im Fokus standen die Besucher*innen – vielleicht ein Thema für einen weiteren Geschichtskonvent? Wer besucht unsere Museen und nutzt die Angebote, die wir machen? Ist es das, was sie erwarten? Wen wollen wir ansprechen und einbinden? Welche Angebote müssen wir dafür entwickeln? Wieviel ‚Event‘ muss/darf sein, bevor ein Museum vor allem als ‚Event Location‘ wahrgenommen wird? Dass Museen unter starkem Druck stehen, ihre Besucherzahlen zu halten und zu steigern, hat nicht unwesentlich zu ihrer allseits kritisierten Eventisierung beigetragen. Doch solange Besucherzahlen die einzigen oder wichtigsten Kennzahlen von Verwaltung und Politik bleiben, sind hier keine Veränderungen zu erwarten, selbst wenn die Eventisierung auf Kosten des Bildungsauftrags geht.

Ulrich Borsdorf hat einmal sinngemäß postuliert, dass man Besucher durchaus da abholen könne, wo sie stehen, aber dass man sie „raffiniert“ entlassen müsse, raffiniert im Sinne von „schlauer als vorher“. Museen verfügen mittlerweile über eine breite Palette an Methoden, mittels derer sie ihre Besucher*innen handlungsorientiert oder spielerisch abholen, ihnen die Aneignung von Wissen leicht(er) machen und Lernerfolge bereiten, aber auch vermitteln können, dass Bildung Anstrengung ist, sich aber lohnt.

Autoren und Autorinnen

FARRENKOPF, MICHAEL, Dr. phil., Mitglied im Direktorium und Leiter der Abteilung Sammlung und Dokumentation des Deutschen Bergbau-Museums Bochum, Vorstandsmitglied beim Forum Geschichtskultur

GOCH, STEFAN, Prof. Dr., Vorsitzender des Forums Geschichtskultur an Ruhr und Emscher e.V., stellv. Leiter der Planungsgruppe für das Haus der Geschichte Nordrhein-Westfalen und apl. Professor an der RUB

GRÜTTER, HEINRICH THEODOR, Prof., Direktor des Ruhr Museums Essen, Vorstandsmitglied der Stiftung Zollverein, Honorarprofessor an der Universität Duisburg-Essen, Vorstandsmitglied beim Forum Geschichtskultur

KARABAIC, MILENA, LVR-Dezernentin Kultur und Landschaftliche Kulturpflege

KIFT, DAGMAR, Dr. phil., ehem. stellv. Direktorin des LWL-Industriemuseums und Referatsleiterin Wissenschaft & Projekte

MÜHLENBROCK, JOSEF, Dr. phil., Direktor des LWL-Römermuseums Haltern

NEUKIRCHNER, MANUEL, Direktor des Deutschen Fußballmuseums Dortmund

PARENT, THOMAS, Dr., Vorstandsmitglied beim Forum Geschichtskultur, ehem. stellv. Leiter des LWL-Industriemuseums

PIORR, RALF, Kurator des Heimatmuseum Unser Fritz, Herne (Wanne-Eickel)

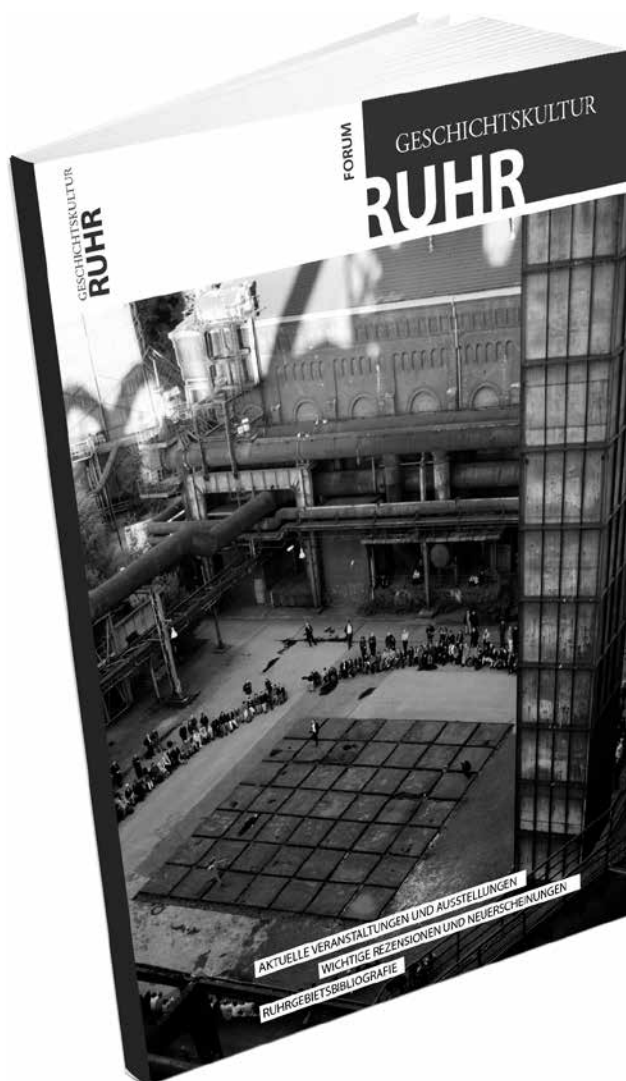
PEISE, UWE, Vorsitzender des Vereins Bergbauaktiv Ruhr e.V.

STÖCKER, JENS, Dr. phil., Direktor des Museums für Kunst und Kulturgeschichte Dortmund

ZEPPENFELD, BURKHARD, Dr. phil., Museumsleiter des LVR-Industriemuseums, Zinkfabrik Altenberg

FORUM GESCHICHTSKULTUR RUHR

(VORMALS FORUM INDUSTRIEDENKMALPFLEGE UND GESCHICHTSKULTUR)



Zweimal jährlich erscheint die Zeitschrift „Forum Geschichtskultur Ruhr“ in gemeinsamer Herausgeberschaft vom Deutschen Bergbau-Museum Bochum, Forum Geschichtskultur an Ruhr und Emscher, Regionalverband Ruhr/Referat Industriekultur, Ruhr Museum, Stiftung Geschichte des Ruhrgebiets und Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur.

Die Zeitschrift greift mit einem wechselnden Schwerpunkt wichtige Themen, methodische Fragen und neue Forschungsansätze der Ruhrgebietsgeschichte auf. Neben den Mitteilungen der Herausgeber informieren kleinere Beiträge, Ausstellungs-/Veranstaltungsankündigungen, Rezensionen und Annotationen aktuell aus der regionalen ‚Geschichtsszene‘.

Forum Geschichtskultur Ruhr wird herausgegeben von: Deutsches Bergbau-Museum Bochum, Forum Geschichtskultur an Ruhr und Emscher, Regionalverband Ruhr/Referat Industriekultur, Ruhr Museum, Stiftung Geschichte des Ruhrgebiets und Stiftung Industriedenkmalpflege und Geschichtskultur.

ISSN: 1436-7661

Online abrufbar sind die Inhaltsverzeichnisse des aktuellen sowie der erschienenen Hefte des Forum unter:
www.geschichtskultur-ruhr.de/zeitschrift-forum

Abonnements- und Einzelheftbestellungen bedient der Klartext Verlag.

Email: info@klartext-verlag.de, Telefon: 0201 / 804 - 82 40

Neu:

Alle Ausgaben von Heft 1/97 bis heute können als Digitalausgabe bestellt werden. Damit erschließt sich ein einmaliges Archiv zur Ruhrgebietsgeschichte. Eine Themenübersicht finden Sie unter www.geschichtskultur-ruhr.de

Abonnement Print: Zwei Ausgaben für 14,00 €
Abonnement Digital: Zwei Ausgaben für 9,00 €

Einzelheft Print ab 01/2018: 7,95 €
Einzelheft Digital: 5,00 €